

Clarissa Hyde

Folge 50

**Das Blutschiff
auf der Themse**



Thorsten Roth

Thorsten Roth

Das Blutschiff auf der Themse

Clarissa Hyde Nr. 50

Inhaltsverzeichnis

[Das Blutschiff auf der Themse](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

DAS BLUTSCHIFF AUF DER THEMSE

Es war kurz nach sechs Uhr morgens, als die beiden Männer leise aus dem Haus schlichen, um niemanden zu stören. Die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen und der dichte Nebel verhinderte, dass die Beiden viel mehr als ihre eigenen Füße erkennen konnten.

Trotzdem mussten sie sich so früh auf den Weg machen, denn sie wollten Angeln gehen. Leider wussten sie noch nicht, dass sie an diesem Tag die Beute werden sollten.

„Hast du auch das Frühstück eingepackt?“, wollte Tim von seinem Vater wissen, doch der winkte ab.

„Wer braucht schon Frühstück, was ist mit dem Bier?“, fragte er grinsend zurück.

„Denkst du, das vergesse ich?“

„Nein, ich glaube nicht, he, he.“

Damit war das Gespräch zwischen Vater und Sohn erst einmal wieder beendet und sie stiegen in den schwarzen Rover ein, der genau wie sein Besitzer kurz vor der Pensionierung stand.

Walt Hanks war inzwischen 59 Jahre alt und würde seinen Beruf als Maschinenführer in der Textilindustrie nicht mehr lange ausüben. Da er und seine Frau Helen sich ein kleines Einfamilienhaus im Grünen erspart hatten, würde er seinen Lebensabend auch mit der eher kargen Rente noch angenehm verbringen können.

Dazu gehörten auch die Angelausflüge mit seinem Sohn Tim, die für die beiden schon seit mehr als 25 Jahren zum festen Programm gehörten. Tim war nun 33, aber noch immer kam er an Wochenenden gerne zu seinen Eltern in die mit circa 80000 Einwohnern mittelgroße Stadt Gravesend südöstlich von London.

Da Walt und Helen ungefähr zwei Kilometer außerhalb und schon in Richtung Themse wohnten, brauchten sie auch nicht lange zu fahren. Schon nach wenigen Minuten lag der schwarze Fluss, wie er oft genannt wurde, auf ihrer linken Seite.

„Wo fahren wir denn nun heute hin, Dad?“, wollte der Junior wissen, denn sein Vater hatte aus ihrem Ziel bisher ein Geheimnis gemacht.

„Na gut, ich will es dir verraten. Zur kleinen Biegung hinter der Flower Corner.“

„Da waren wir doch vor etlichen Jahren schon mal, oder?“

„Ja, genau. Das muss so um 1998 gewesen sein.“

„Hast du nicht mal gesagt, das wäre kein so guter Ort? Die großen Fische beißen dort nicht, hast du mir zumindest immer erzählt.“

„Ja, aber ich war noch Freitag da, und so viele große Viecher auf einem Haufen habe ich selten gesehen. Ich hatte den Eindruck, sie würden sogar in Richtung London schwimmen, obwohl das schon ziemlich ungewöhnlich wäre.“

„Hast du denn dort schon etwas gefangen?“

„Nein, ich hatte leider keine Angel dabei. Aber das werden wir heute nachholen, ich bin schon richtig gespannt.“

Walt Hank liebte das Angeln, irgendwie war es für ihn entspannend und gleichzeitig anregend. Sein Sohn teilte die Vorliebe zwar nicht völlig, aber für den Architekten war es die beste Gelegenheit, mal mit seinem Vater ganz in Ruhe zusammen zu sein. So konnten sie mal Männergespräche führen, außerdem konnte sich Tim vom Stress im Job erholen.

Tim arbeitete in London für einen großen Immobilienmakler und war für die Renovierung und Gestaltung von sanierfähigen Altimmobilien verantwortlich. Dafür war er nicht nur ständig auf der Suche nach neuen Objekten, sondern auch nach neuen Gestaltungsideen und natürlich auch potentiellen Käufern.

Sein Gehalt mit den entsprechenden Erfolgsprämien war natürlich der vielschichtigen Arbeit angemessen und sehr großzügig, aber immer öfter sehnte sich der junge Mann nach der Beschaulichkeit und Ruhe bei seinen Eltern.

Verheiratet war Tim nicht, und auch die gelegentlichen Freundinnen hatte er nur kurz halten können, zu sehr vereinnahmte ihn halt die Arbeit. Daher war es auch erst der dritte gemeinsame Angeltag in diesem Jahr, nach Ostern und einem Kurztrip in den Sommerferien.

Zwar nahm er sich immer wieder vor, das zu ändern, aber geklappt hatte es bisher noch nicht. Und als ob sein Vater Tims Gedanken lesen könnte, schlug er sofort in dieselbe Kerbe.

„Wann willst du denn endlich mal etwas weniger arbeiten, mein Sohn? Machst du dich nicht damit kaputt?“

„Ja und nein würde ich sagen. Mir macht die Arbeit ja Spaß, und es stört mich nicht, 70 oder 80 Stunden in der Woche zu arbeiten.“

„Aber du hast doch sonst kein Leben mehr?“

„Kaum, man muss halt Prioritäten setzen.“

„Deine Mutter liegt mir ständig in den Ohren, warum du noch keine feste Freundin hast, du kennst sie ja.“

Natürlich, Tim Hanks kannte seine Mutter. Sie war herzensgut, wünschte ihrem Sohn nur das Beste, aber selbstverständlich war Tim auch die einzige Chance, mal Enkelkinder auf ihrem Schoß sitzen zu haben.

„Klar kenne ich sie. Ich bin ja auch dabei, mein Leben ein wenig umzustellen und mir mehr Freizeit zu gönnen, aber so einfach ist das nicht.“

„Helen würde es bestimmt auch sehr begrüßen, wenn du öfter mal vorbeikommen würdest.“

„Und was ist mit dir?“, fragte Tim grinsend zurück.

„Du kannst dir ja wahrscheinlich denken, dass ich nicht mit dir darüber sprechen würde, wenn ich es selbst nicht so sehen würde.“

So kannte Tim seinen Vater. Immer logisch, wenig Emotionen zeigend, aber doch trotzdem sympathisch. Er hätte Walt jetzt drücken können, aber das war während der Autofahrt eher unangebracht.

Sie waren auch nicht mehr lange unterwegs, Walt war bereits von der Hauptstraße auf einen kleinen Feldweg abgebogen. Auch vorher war auf der Straße nicht viel los gewesen, doch jetzt waren sie ganz alleine. Ein paar Meter mussten sie noch durch das Gestrüpp kämpfen, ein richtiger Weg war nicht mehr vorhanden. Aber auch das schafften sie problemlos, Walt kannte den Weg gut.

„So, wir sind da“, sagte Walt, als er den alten Rover unter einem Baum parkte.

„Ich nehme die Angeln, du den Proviant, ok?“

„Geht klar.“

„Aber nicht, dass du jetzt schon mit dem Bier anfängst, Dad. Kein Alkohol vor dem Frühstück.“

„Du klingst schon wie deine Mutter, ha, ha.“

Nachdem sie die Ausrüstung aus dem Kofferraum geholt hatten, gingen sie durch einen Streifen aus Gebüsch, bis plötzlich die Themse direkt vor ihnen auftauchte.

„Es ist doch immer wieder ein schöner Anblick, nicht wahr?“, fasste Tim die Szenerie zusammen.

„Ich könnte nicht darauf verzichten.“

Walt hatte eine spezielle Stelle für ihren heutigen Angelausflug ausgesucht, die Flower Corner. Sie hatte ihren Namen von der Biegung, die der Fluss hier machte, wobei auf beiden Seiten im Sommer und Frühling wilde Blumen wuchsen. Jetzt nicht mehr, es war schon Spätherbst.

Trotzdem war dieser Platz besonders schön, gerade im Licht der tief stehenden Sonne. Sonst war es um diese frühe Stunde häufig noch nebelig, doch heute nicht mehr, das machte das Panorama noch schöner.

Die beiden Männer packten ihre Angeln aus, keine Hochleistungsangeln aus dem Katalog, sondern noch gute alte Handarbeit. Seit 20 Jahren benutzte Walt schon seine Angel, und sie hatte ihn noch nie im Stich gelassen.

Direkt in der Biegung hatten sie ihren Platz gefunden und waren gerade dabei, das Frühstück aufzuteilen, als Tim innehielt.

„Was ist?“, fragte Walt seinen Sohn, der in eine andere Richtung schaute.

„Gibt es das, dass Nebel nur an einer Stelle konzentriert ist?“

„Wie kommst du darauf?“, antwortete Walt lachend.

„Sieh dich mal um, das ist komisch.“

Walt tat seinem Sohn den Gefallen und verstand nun Tims Überraschung. Mitten auf der Themse befand sich eine breite Nebelbank. Sie nahm den Großteil der Wasserfläche ein, doch selbst ein kleines Stückchen links und rechts davon war nebefrei. Und natürlich auch beide Seiten des Ufers. Das konnte es eigentlich nicht geben.

„Was sagst du dazu, Dad?“

„Das ist nicht normal, so etwas habe ich noch nie gesehen.“

„Wie kannst du mir das erklären?“

„Gar nicht, so ein Verhalten einer Nebelbank habe ich noch nie gesehen.“

„Man kann sogar sehen, dass die Nebelbank ein Ende hat, sie ist vielleicht nur gute 100 Meter lang.“

„Ja, das ist nicht normal. Außerdem bewegt sie sich.“

Das war Tim noch nicht aufgefallen, aber sein Vater hatte Recht. Zwar langsam, aber doch stetig bewegte sich die Nebelbank vorwärts, weiter auf die beiden Angler zu. Doch das war noch nicht alles, denn Walt Hanks hatte noch etwas entdeckt.

„Das darf doch nicht wahr sein“, flüsterte er mehr zu sich selbst, doch Tim hatte ihn gehört.

„Was ist?“

„Hast du mal versucht, in die Nebelbank zu blicken?“

„Nein, noch nicht, doch da ist etwas, oder? Ich hatte auch schon diesen Eindruck.“

„Ja, verdammt. Ein Schiff, ein verrosteter Dampfer befindet sich in dem Nebel.“

Einige Sekunden lang sagten Vater und Sohn kein Wort. Tim schaute stattdessen genauer hin und erkannte inzwischen auch den ungewöhnlichen Inhalt der Nebelwand.

„Was kann das für ein Kahn sein?“, wollte Tim wissen, der wusste, dass sich sein Vater besser damit auskannte als er selbst.

„Das ist ein Frachter, schätze ich. Und bestimmt schon alt, denn so wird heute nicht mehr gebaut.“

„Und wie kommt der auf die Themse, mitten in eine Nebelwand hinein?“

„Das wüsste ich auch gerne.“

„Wir sollten die Polizei rufen.“

„Ja, aber noch nicht. Wir haben hier vielleicht eine einmalige Entdeckung gemacht, Tim.“

„Was hast du vor?“

„Na was schon?“

„Doch nicht etwa an Bord gehen?“

„Klar. Wer weiß, was der Kahn geladen hat. Wenn niemand mehr an Bord ist, gehört alles, was wir finden, uns.“

„Aber vielleicht ist doch noch jemand an Bord und hätte das gar nicht so gerne.“

„Nein, bestimmt nicht. Eigentlich dürfte es das Schiff gar nicht mehr geben, das ist bestimmt schon gut hundert Jahre alt.“

„Dann ist es bestimmt gefährlich, an Bord zu gehen. Wer weiß, warum es noch nicht aus dem Verkehr gezogen wurde.“

„Das möchte ich gerne herausfinden, du nicht auch?“

„Klar, aber meine Neugierde und die Besorgnis halten sich noch die Waage. Wie willst du den Kahn denn entern, du hast doch kein Boot. Und rüber schwimmen werde ich bestimmt nicht.“

„Der alte Shimmerman hat doch ein kleines Ruderboot auf dieser Seite des Flusses liegen, das könnten wir nehmen.“

„Ohne ihn zu fragen?“

„Ich kläre das schon hinterher mit ihm, wir leihen es uns ja nur aus. Er würde es bestimmt nicht einmal merken, schließlich geht er schon seit Jahren nicht mehr angeln.“

Tim schwankte noch, aber die Neugierde seines Vaters hatte ihn auch schon angesteckt.

„Okay, aber sobald es gefährlich werden könnte, ziehen wir uns zurück und informieren die Polizei.“

„In Ordnung. Nun komm mit, das Ruderboot liegt nur ungefähr 300 Meter entfernt. Und ich weiß genau, wo.“

„Wir brauchen uns doch nicht zu beeilen, der Kahn fährt so langsam, den verpassen wir nicht.“

„Aber was ist, wenn uns jemand zuvorkommt?“

„Wer sollte das schaffen? Wir sind alleine hier, kein Mensch ist um diese Zeit schon unterwegs. Und außerdem ist das Schiff innerhalb der Nebenwand kaum zu entdecken.“

„Du willst nur nicht, oder? Ich gehe jetzt jedenfalls.“

„Ja, ist ja gut, ich komme schon mit.“

Tim stapfte hinter seinen Vater her, den eine seltsame Spannung ergriffen hatte, wie Tim sie bisher noch nie erlebt hatte. Lieber wäre er verschwunden, um den Behörden den Vorgang zu überlassen, doch er wollte seinen Vater auch nicht alleine lassen.

Weit hatten sie es jedenfalls nicht, denn schon sahen sie in der gerade aufgehenden Sonne einen kleinen Steg, an dem ein einsames Ruderboot lag. Es war nicht mehr im besten Zustand, sein Besitzer hatte sich die letzten Jahre wenig darum gekümmert.

„Der Kahn säuft doch gleich ab, der hat bestimmt irgendwo ein Leck“, warf Tim ein.

„Glaube ich nicht, das ist gutes Holz, das ist noch Qualitätsarbeit. Bis rüber zu dem Schiff und zurück wird es schon klappen.“

Tim war davon noch nicht überzeugt, doch er hatte einmal A gesagt, nun konnte er schlecht kneifen. Daher löste er die Vertäuung, während sein Vater bereits die beiden Ruder ergriffen hatte. Sie brauchten sich auch nicht abzusprechen, Walt Hanks war in guter Verfassung und würde die kurze Strecke locker schaffen.

Ihr Ziel hatte sich in den letzten Minuten nicht viel von der Stelle bewegt, es schien sogar langsamer als die Strömung zu schwimmen. Doch die beiden Männer wollten jetzt nicht darüber nachdenken, sie wollten das Schiff entern.

Die Spannung setzte bei Walt Hanks noch zusätzliche Kräfte frei, und so waren sie bereits nach wenigen Minuten dicht an den Kahn heran. Doch nun tauchte ein weiteres Problem auf, der Nebel.

„Ich würde lieber nicht in den Nebel hereinfahren, er ist mir nicht geheuer.“

„Ach, Angsthase. Nebel hat noch nie jemandem etwas getan. Ich fahre jetzt hinein.“

Walt Hanks tat es, trotz der Vorbehalte seines Sohnes. Konkret passierte auch nichts. Sie wurden weder angegriffen noch fraß ihnen der Nebel die Haut von den Knochen. Aber es wurde merklich kühler.

„Frierst du auch?“, fragte Tim fröstelnd.

„Nein, ich schwitze nur. Aber du hast Recht, es ist kälter geworden.“

„Und still. Außer unseren eigenen Geräuschen ist nichts mehr zu hören. Kein Vogel, keine anderen Tiere, selbst der Ruderschlag klingt gedämpft.“

„Stimmt.“

„Findest du das nicht auch ungewöhnlich?“

„Vielleicht schluckt dieser Nebel die Geräusche, ich habe keine Ahnung. Jedenfalls sind wir fast da, und wir werden ja wohl nicht mehr kurz vorm Ziel aufgeben wollen, oder?“

„Nein, ich bleibe bei dir. Aber wir sollten extrem vorsichtig sein, ich traue dem Braten nicht.“

Walt gab keine Antwort mehr, auch die Ruder hatte er inzwischen aus dem Wasser gezogen. Nur vom Schwung der letzten Ruderschläge ließ er das kleine Boot vorantreiben, direkt auf ihr übergroßes Ziel zu.

„Das ist ja ein Riesenkahn“, stellte Tim überrascht fest.

„Ja, vom Ufer aus, sah er noch kleiner aus. Das liegt aber auch an dem Nebel, schätze ich.“

„Siehst du einen Namen?“

„Nein, hier steht nichts. Vielleicht auf der anderen Seite, oder der Name ist inzwischen unter dem dicken Rost verschwunden.“

In der Tat schien nur noch der Rost den Frachter zusammen zu halten. Der Schiffsrumpf hatte seine natürliche Farbe längst verloren, was auch kein Wunder war. Walt Hanks kannte die Bauart, es musste aus einem russischen oder osteuropäischen Hafen stammen. Und es war ca. 100 Jahre alt, solche Frachter wurden zuletzt zur

Wende zum 20. Jahrhundert gebaut.

„Du bist plötzlich so nachdenklich, Dad. Wollen wir doch lieber umkehren?“

„Nein, ich habe mir nur ein paar Gedanken zu diesem Schiff gemacht. Siehst du da vorne das Seil, dort können wir an Bord?“

„Wenn das Seil so alt ist, wie der Rest, wird es uns vielleicht nicht aushalten.“

„Egal, wir gucken es uns erst mal an. Hilf mir bitte ein wenig, das Boot zu kontrollieren.“

Tim half seinem Vater, und so erreichten sie schon wenig später das vom Bug herunterhängende Seil. Da der Frachter sich selbst kaum vorwärtsbewegte, war es nicht schwer, längsseits zu gehen und das Seil zu packen.

„Am besten du gehst zuerst, Tim, vielleicht brauche ich deine Hilfe. Für solche Klettereinlagen bin ich nämlich eigentlich schon langsam zu alt.“

„Geht klar“, antwortete Tim noch, bevor er begann, sich an dem Seil hoch zu hangeln.

Es dauerte auch nicht lange, dann war der junge Mann oben und schaute sich zunächst einmal um.

Er stand am Bug und vor ihm lag das ganze Schiff, doch zu sehen war niemand. Die Brücke war zu erkennen, ebenso der Eingang zu den tiefer gelegenen Decks. Sonst war nichts los an Bord, und nur der Rost erinnerte daran, was das Schiff schon erlebt haben musste. Das Sonnenlicht fiel auch nur gedämpft durch den Nebel, deshalb waren keine Details zu erkennen.

„Was ist nun, hilfst du mir?“, hörte er plötzlich die Stimme seines Vaters, dem das Warten zu lang wurde.

„Klar, aber du musst auch etwas tun, sonst bist du zu schwer für mich.“

Und tatsächlich, gemeinsam schafften sie es, dass auch Walt Hanks wenig später das ungewöhnliche Schiff betreten konnte. Er war ein wenig außer Atem, doch die Spannung ließ ihn die Anstrengung schnell wieder vergessen.

„So, nun sind wir oben. Was jetzt?“

„Wir könnten uns auf der Brücke umsehen, nach einem Logbuch schauen. Doch mich würde viel mehr der Frachtraum interessieren.“

„Hoffst du immer noch, hier etwas von Wert zu finden?“

„Ja, warum nicht?“

„Der Kahn ist uralt, das hast du doch selbst gesagt. Was sollte sich schon noch an Bord befinden, was andere nicht schon mitgenommen hätten?“

„Keine Ahnung, vielleicht ist das Schiff in einen Sturm geraten, und die Mannschaft ist geflohen.“

„Aber die Rettungsboote sind noch an Bord, und zwar alle“, erwiderte Tim und deutete auf die an den Seiten angebrachten Rettungsboote.

„Woher soll ich das alles wissen? Kommst du nun mit?“

„Ja, alleine bleibe ich nicht zurück. Das Schiff ist mir nicht geheuer.“

Walt Hanks gab keine Antwort mehr. Auch er fühlte sich unwohl, wollte es aber seinem Sohn gegenüber nicht zugeben. Auch ihm kam das hier alles recht merkwürdig vor, doch Angst kannte er nicht, und Probleme hatte er sein Leben lang immer gelöst, statt vor ihnen zu flüchten.

So ging er auch zielsicher auf die Tür zu, die den Eingang nach unten markierte. Der Rost hatte sie schon halb zerfressen, und auch das Quietschen hörte sich nicht gut an.

„Da hat bestimmt schon hundert Jahre keiner mehr Öl dran getan“, scherzte Tim, um seine Unsicherheit zu überspielen.

„Egal, ich gehe jetzt rein.“

Tim folgte seinem Vater und bereute es schnell. Es stank unter Deck, und zwar bestialisch.

„Ahhh, was stinkt denn da bloß so?“, wollte er wissen.

„Ich weiß es nicht, das Schiff ist einfach schon uralt, da riecht es nicht mehr so gut.“

„Aber das ist nicht normal, finde ich. Da ist Fäulnis in der Luft, außerdem ist es stickig.“

„Und bestimmt steht irgendwo vergammeltes Wasser rum.“

„Ja, aber da ist noch etwas.“

„Du hast Recht, da ist noch etwas in der Luft. Ich kann dir aber nicht sagen, was es ist.“

„Ich aber. Es riecht nach Blut.“

„Hmmm, du könntest Recht haben. Lass uns nachsehen.“

„Wer weiß, was wir finden? Vielleicht liegt die ganze Crew hier unten schon seit Jahrzehnten in ihrem eigenen Blut.“

Tim schüttelte sich vor Ekel bei dem Gedanken, doch sein Vater antwortete nicht mehr. Er wollte diesem Phänomen nachgehen, seine Neugierde war zu groß. Also trottete Tim weiter hinter ihm her.

„Hier sind die Kabinen der Crew“, sagte Walt Hanks plötzlich und deutete nach links und rechts.

Tim konnte sich selbst davon überzeugen und entdeckte mehrere Räume, die schon seit langer Zeit nicht mehr benutzt worden waren. Auch hier stank es, aber der Blutgeruch kam aus einer anderen Richtung.

Was war hier passiert? Warum waren die Kabinen leer? In einer stand noch eine Schublade offen und ein inzwischen vergammeltes Brot lag auf einem Teller. Etwas Ungewöhnliches musste hier passiert sein, und zumindest für diesen einen Menschen, der etwas hatte essen wollen, musste es sehr schnell gegangen sein.

„Hast du keine Angst?“, wollte Tim plötzlich wissen, dem vor Angst fröstelte.

„Ich fühle mich nicht gerade wohl in meiner Haut, aber Angst, nein. Ich will

aufklären, was hier passiert ist.“

„Ist dir denn auch so kalt?“

Da musste Walt Hanks zustimmen, hier unter Deck war es noch kälter als draußen an Deck. Das konnte aber normal sein, Walt wusste es nicht zu sagen.

„Lass uns weitergehen, wir sind bald bei den Frachträumen. Wenn wir die Ladung finden, wissen wir vielleicht auch, was hier passiert bist.“

„Okay, ich folge dir. Aber ich finde das viel zu gefährlich. Vielleicht hat ja auch eine Krankheit die ganze Mannschaft getötet. Eventuell ein Virus, der noch in der Luft schwebt. Dann sterben wir auch.“

„Viren überleben nicht so lange. Und der Fund in der einen Kabine beweist, dass es schnell ging. Wir gehen einfach weiter, komm mit.“

Wieder ging Walt Hanks voran und drückte sich durch ein dickes Schott. Tim hielt ein wenig Abstand und wollte sich gerade ebenfalls auf die andere Seite begeben, als das Unglaubliche passierte.

Das Schott schloss sich blitzschnell, fiel einfach zu, ohne eine Einwirkung von außen erhalten zu haben. Vater und Sohn waren nun getrennt.

„Dad, was soll das?“, rief Tim, der dachte, sein Vater hätte ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen.

„Ich war das nicht. Die Tür ist von alleine zugefallen.“

„Dann lass sie uns wieder aufziehen.“

Beide zogen und drückten abwechselnd, doch das Schott bewegte sich keinen Zentimeter. Es war zu, und auch gemeinsam konnten sie es nicht mehr öffnen.

„Verdammt, Dad, was machen wir jetzt?“

„Erst mal Ruhe bewahren.“

„Ich will aber keine Ruhe bewahren. Du bist eingesperrt, und wir sind voneinander getrennt. Jeder ist für sich alleine auf diesem verfluchten Geisterschiff.“

„Ich suche einen Weg nach draußen, und du solltest das Schiff verlassen. Wenn ich nicht nachkomme musst du Hilfe rufen.“

„Ja, das sollte ich ...“

„Was ist los, warum hörst du auf zu sprechen?“

„Leise, ich habe etwas gehört?“

„Von wo?“

„Hinter mir, von wo wir gekommen sind. Schritte, und ein Schleifen.“

„Siehst du etwas?“

„Nein, bisher nicht. Aber es wird dunkler, das kann nicht sein. Die Sonne scheint doch schon.“

Bisher hatte das wenige Licht, das aus den Bullaugen und durch die gläserne Tür einfiel, für wenigstens etwas Beleuchtung gesorgt. Doch nun wurde es auf Tims Seite

von Sekunde zu Sekunde dunkler, als ob jemand das Licht wie bei einem Dimmer abstellen würde.

„Tim, was ist mit dir?“

„Ich kann kaum noch etwas sehen, Dad. Oder doch, es bewegt sich etwas im Dunkeln. Es sind aber mehrere Objekte, sie sind wie Schatten in der Dunkelheit. Und sie kommen näher. Dad, hilf mir, bitte!“

Walt Hanks zog wieder an dem Schott, doch die schwere Tür ließ sich nicht bewegen. Die Angst um seinen Sohn verlieh ihm große Kräfte, doch auch die reichten nicht aus. So musste er mit anhören, wie sein Sohn sein eigenes Schicksal schilderte.

„Dad, die Schatten kommen näher. Es sind Menschen, glaube ich. Aber sie bewegen sich nicht wie Menschen.“

„Lauf weg, durch sie hindurch, schnell! Du musst das Schiff verlassen.“

„Ich kann nicht, ich kann mich nicht bewegen. Nein, Hilfe, Ahhh!“

Plötzlich war es totenstill, Walt Hanks hörte nicht mal mehr einen Ton von der anderen Seite des Schotts. Die Angst um seinen Sohn wuchs jede Sekunde und zum ersten Mal kam in dem eigentlich recht besonnenen Mann Panik auf.

„Tim, hörst du mich? Tim, sag etwas, geht es dir gut?“

Doch es kam keine Antwort. Noch ein paar Sekunden wartete Walt Hanks, dann hatte er sich entschieden.

„Ich hole Hilfe, Tim, halte aus!“

Leider wusste Vater Hanks auch nicht, wohin er laufen sollte. Es gab nur einen Weg, und der schien weiter in das Schiff hinein zu führen, und nicht nach draußen. Doch da ihm keine Wahl blieb, lief er weiter.

Irgendwann erreichte er eine Treppe, doch sie führte nur nach unten, einen Ausgang gab es nicht. Noch einmal schaute sich Walt um, und entdeckte nun auch hinter sich die Schatten, wie sie sein Sohn vorher beschrieben hatte. Und es wurde immer dunkler.

Vielleicht hätte er sich durch ein Bullauge nach draußen schieben können, ins Wasser springen und von dem verfluchten Kahn fliehen, doch daran dachte Walt Hanks leider nicht. So lief er weiter, die Treppe hinunter und damit seinem Ende entgegen.

Hier gab es kaum noch Licht, Fenster oder Bullaugen gab es keine mehr. Zwar rauchte Walt nicht mehr, aber er hatte zum Glück ein Feuerzeug dabei, so konnte er wenigstens den Weg finden. Und er musste weiter, denn nicht nur die Schatten verfolgten ihn, auch Geräusche hörte er inzwischen hinter sich. Seine Verfolger waren auf der Treppe und würden ihn schon bald eingeholt haben.

Die schlechte Luft, die Anstrengung und die Panik sorgten dafür, dass Walt Hanks nicht nur schwitzte, er bekam auch kaum noch Luft. Sein Herz war zwar eigentlich recht gut für sein Alter, aber das hier war zu viel für ihn. Und dazu kam noch die Angst um seinen Sohn, die ihn noch stärker belastete.

Keuchend stolperte er weiter und wusste inzwischen gar nicht mehr, wo er war. Die Geräusche hinter ihm wurden immer lauter, doch Walt Hanks traute sich nicht mehr, sich um zu drehen. Er brauchte wieder etwas Hoffnung, und für einen Augenblick spürte er sie, als er auf eine große und dicke Tür zulief.

Sie war geschlossen und wahrscheinlich bildete sie den Zugang zum Frachtraum, den Walt vor einer halben Stunde noch gesucht hatte. Doch jetzt wollte er nur noch weg, aber er gab keinen Ausweg. Es blieb nur die Tür, mit zitternden Händen griff er nach der Klinke und drückte sie nach unten.

Sollte er eintreten? Irgendwie ahnte er, dass es kein *Zurück* mehr geben würde. Hier würde sich sein Schicksal erfüllen, wie auch immer das aussah. Immerhin gab es im Inneren etwas Licht, es war nicht mehr ganz so dunkel, wie im Gang. Das gab Walt Hank etwas Mut, und so trat er über die Schwelle.

Als erstes nahm er den jetzt noch viel intensiveren Geruch von Blut wahr. Die ganze Zeit über hatte er in der Luft gehangen, aber von hier war er gekommen, hier lag sein Ursprung.

Doch es stand hier kein Gefäß damit herum, und es lagen auch keine blutenden lebenden oder toten Menschen auf dem Boden. Und doch war das Blut überall, denn es schien an den Wänden und an der Decke zu kleben. Und es leuchtete in einem seltsamen, unwirklichen Rot.

Überall war es, und Walt wurde schon schlecht dabei, am liebsten hätte er sich übergeben. Doch stattdessen schaute er sich weiter um und entdeckte Lebewesen. Ja, er war nicht alleine. An der rückseitigen Wand hingen Menschen, eine Frau und fünf, nein sechs Männer. Sie schienen leblos zu sein, doch in diesem Augenblick schauten zumindest zwei auf Walt Hanks und bewegten dabei die Augen.

Sollte er sie ansprechen? Konnten sie ihm helfen? In seiner Verzweiflung hätte er alles versucht, doch konnte es helfen? Entweder sie waren Gefangene wie er, oder sie waren freiwillig hier, helfen konnten sie ihm bestimmt nicht.

Dabei war er langsam ein oder zwei Meter in den Raum hineingegangen, wusste aber nicht, was er tun sollte. Sein Verstand konnte ihm nicht mehr erklären, was hier geschah und wie er reagieren sollte. Er bereute nur noch, an Bord gegangen zu sein und nicht auf seinen Sohn gehört zu haben.

Niedergeschlagen ließ er den Kopf sinken, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Jemand kam durch die Tür, und für einen kurzen Augenblick hoffte er, es wäre Tim. Doch kaum hatte sich Walt Hanks umgedreht, schrie er auf, denn vor ihm standen drei oder vier weitere Männer.

Es waren mal Matrosen gewesen, man konnte es an der zerschlissenen Kleidung noch so gerade erkennen. Nun waren sie offenbar verdammt, hier auf dem Schiff ihr Leben zu fristen. Doch ein richtiges Leben war es nicht mehr, was Walt erkannte, als sie ihre Münder zu einem gemeinsamen Grinsen verzogen.

Sie trugen nicht nur die normalen, menschlichen Zähne, zusätzlich wuchsen ihnen zwei große Hauer aus dem Oberkiefer nach unten. Walt hatte genug Filme darüber gesehen, er wusste, dass er Vampire vor sich hatte.

Und das war kein Scherz, daran dachte der Todgeweihte nicht einmal mehr. Er wusste, diese Vampire waren echt, und dies hier war sein Ende. Dieser Übermacht konnte er nicht mehr entkommen, es war aber auch nicht mehr nötig.

Denn in diesem Moment setzte sein Herz aus, und Walt Hanks brach besinnungslos vor seinen Häschern zusammen. So bekam er zum Glück nicht mehr mit, was weiter mit seinem leblosen, aber noch nicht völlig toten Körper geschah.

„Und Sie meinen wirklich, durch diese Beschwörung könnte mein Ring die volle Kraft zurückerhalten?“, fragte ich den Professor mit einer seltsamen Spannung, gemischt mit einer Hoffnung, die ich zuletzt schon fast verloren hatte.

„Versprechen kann ich nichts, wir können es nur versuchen. Ich bin jedenfalls der Meinung, die Wiedererlangung der Ringkräfte wäre diesen Versuch wert.“

Ich konnte ihm nur Recht geben und bestätigte das mit einem Nicken. Ich vertraute meinem väterlichen Freund, der sich die letzten Tage vorwiegend mit diesem Thema befasst und vielleicht endlich auch eine Lösung gefunden hatte.

Doch ich muss etwas weiter ausholen, denn entstanden war das Problem in Deutschland. Auf Wunsch von Holger Schwarz, dem deutschen Kommissar, war ich in die Nähe von Bremen gereist, wo wir gemeinsam einen alten Wikingerfluch bekämpfen mussten. Zwar waren wir erfolgreich, aber der Gott Loki hatte als Strafe meinen Ring entmachtet.¹

Er leuchtete nun nicht mehr, reagierte nicht mehr auf das Rufen der magischen Formel und verstärkte auch meine Hexenkräfte nicht mehr. Kurz gesagt war er für mich nutzlos geworden, und dabei war er bisher meine stärkste Waffe gewesen.

Immerhin hatte ich erleben können, dass ich auch ohne den Ring das Böse bekämpfen konnte, denn zusammen mit Chefinspektor Tanner hatte ich den magischen Mercedes des Fahrlehrers Mr. Iabolo ein weiteres Mal bekämpft und mit Hilfe von etwas Weihwasser und einer Schrottpresse hatten wir ihn endgültig vernichtet.²

Aber ohne den Ring war es ungleich schwerer geworden, und einen Kampf mit einem stärkeren Gegner, einem mächtigen Dämon vielleicht, hätten wir wahrscheinlich nicht überlebt. Daher wollte ich meinen Ring und seine Kräfte natürlich unbedingt zurück. Und ich war natürlich unglaublich hoffnungsvoll, nachdem mir der Professor von seinen Forschungen berichtet hatte.

Zur Erklärung dazu, die Götterwelt der Wikinger kennt mehrere, sogar etliche Gestalten, die zwar nicht alle immer gut oder immer böse sind, aber doch eine gewisse Grundausrichtung haben.

Bei Loki handelt es sich eher um einen bösen Charakter, verschlagen und mit einem

Hang zur Hinterhältigkeit. Sein Bruder Baldur ist eher ein guter Gott, hilfsbereit und den Menschen sehr freundlich gesinnt. Der dritte im Bunde, Thor, befindet sich mehr in der Mitte, grundsätzlich ist er hart, gilt aber als fair und gerecht im Allgemeinen.

Und der Professor hoffte nun, mit einer Anrufung von Baldur, diesen von unserer guten Sache und der Wiederherstellung der Kräfte des Ringes zu überzeugen. Zwar waren noch viele Fragen offen, doch inzwischen befanden wir uns in einem Chemielabor, das wir lieber abgeschlossen hatten, um die Beschwörung zu vollziehen.

Allerdings war doch zu bezweifeln, dass es einfach werden würde, denn die Beschwörung eines mächtigen Gottes gehörte nicht gerade zu unseren alltäglichen Aufgaben. Sie war außerdem mit großen Gefahren verbunden, denn wir konnten Baldur auch verpassen und einen anderen Gott erwischen. Oder wir versagten, Baldur zu überzeugen und konnten ihn so eventuell noch gegen uns aufbringen.

Aber Professor Robson hatte Recht, einen Versuch war es wert. Ich war wirklich froh, dass es mir zur Seite stand, jetzt brauchte ich ihn mehr denn je. Alleine wäre ich damit überfordert gewesen.

„So, nun sind alle Vorbereitungen abgeschlossen. Bist du auch bereit, Clarissa?“

„Bin ich. Aber ich hätte gerne noch ein paar Infos mehr. Was wird jetzt genau passieren, und was haben wir zu tun?“

„Gerne, natürlich. Hier, auf dem Zettel steht die Durchführung des Rituals beschrieben, ich habe ihn kopiert.“

„Danke“, antwortete ich kurz, während ich den Zettel überflog.

Die Vorbereitungen hatte ich größtenteils beobachten können, und nun wusste ich auch, wofür wir den Weihrauch und die vielen Kerzen brauchten. Ich schaute mir nicht alles an, sondern steckte den Zettel schließlich weg, denn der Professor wollte mir etwas zur Durchführung erzählen.

„Du wirst gleich den Text vorlesen, er ist in einer nordischen Sprache verfasst, wie sie die Wikinger vor mehr als 1000 Jahren gesprochen haben. Baldur wird damit sehr direkt gerufen, und wir können nur hoffen, dass er hier bei uns erscheint.“

„Und Sie meinen, wir können wirklich einen Gott zu uns rufen? Ich stelle mir das schwierig vor.“

„Laut meinen Aufzeichnungen geht es nur von einem magischen Ort, einem Tempel aus, aber ich hoffe, dass das Kings College diese Bedingung auch erfüllt. Ansonsten können wir nur hoffen und beten, dass es klappt.“

„Was machen Sie während der Beschwörung, Professor?“

„Ich bleibe außerhalb des Kreises und werde dir auch nicht helfen können. Wenn Baldur kommt, wirst du dich würdig erweisen müssen, um mit ihm zu sprechen. Und wenn du ihn überzeugen kannst, hebt er vielleicht Lokis Bann wieder auf.“

„Gut, legen wir los, ich bin bereit.“

„Okay, setze dich bitte in den Kreis, wir beginnen. Die Kerzen sind schon an, und

der Weihrauch sorgt für ein besonderes Ambiente. Du wirst langsam lesen müssen und deutlich betonen, sonst wirkt es nicht.“

„Ich kann aber die Sprache nicht“, warf ich ein.

„Ich weiß, aber das sollte auch so klappen. Du kannst dir ja vorstellen, dass Baldur nur auf die richtigen Worte in seiner eigenen Sprache reagiert. Helfen kann ich dir da leider nicht mehr, hier haben auch meine Sprachkenntnisse ein Ende.“

„Was ich ja nur selten von Ihnen höre, Professor. Ich wollte Ihnen nur noch sagen, dass ich mich bei Ihnen bedanken möchte, was Sie für mich tun. Selbst wenn es nicht klappt, danke.“

„Dazu wirst du hoffentlich hinterher Zeit und Gelegenheit haben, erst einmal versuchen wir unser Glück. Ich reduziere jetzt das Licht, dann kannst du anfangen zu lesen.“

Erst einmal musste ich mich konzentrieren, überflog noch einmal den gar nicht so langen Text. Zwar hatte ich noch Zweifel, ob wir Erfolg haben würden, aber ich vertraute dem Professor. Ein letztes Räuspern, dann begann ich die mir unbekanntesten Worte langsam und sorgfältig auszusprechen.

Immer wieder horchte ich, ob sich etwas tat, schaute auf die tanzenden Flammen der Kerzen im Dunkel des Chemielabors, doch nichts Ungewöhnliches geschah. Daher brachte ich meinen Text zu Ende, was ungefähr zwei Minuten dauerte.

Sollte nicht etwas passieren? Ich wäre ja über jede Reaktion dankbar gewesen, aber es geschah nichts. Kein Gott meldete sich bei uns, aber auch kein Dämon wurde von uns aufgeschreckt. Es war so, als wären unsere Bemühungen in den fremden Dimensionen nicht vernommen worden.

Fragend schaute ich den Professor an, der aber auch nur immer wieder in sein Buch mit den Übersetzungen schauen konnte, und mich ansonsten ebenfalls ratlos anblickte.

„Wir haben alles richtiggemacht, so steht es hier. Es hätte klappen sollen.“

„Vielleicht war es wirklich nicht der richtige Ort.“

„Hmmm, möglich. Wenn wir es doch mal an einem besser geeigneten Ort probieren könnten?“

„Warum geht das nicht?“

„Ich kenne keinen. Bestimmt gibt es noch alte Orte oder Tempel, aber kaum einer wird sie kennen. Es ist nicht mehr viel von der alten Religion und dem Glauben der Wikinger übrig. Und selbst dann ist noch nicht klar, ob die Beschwörung Erfolg haben würde. Verdammt, ich hatte so viele Hoffnungen daraufgesetzt.“

„Ärgern Sie sich nicht, Professor. Wir haben unser Bestes gegeben, aber es soll halt nicht sein. Loki wusste halt, wie er mich treffen konnte.“

„Ich gebe aber trotzdem nicht auf, ich suche weiter. Mit etwas Glück finden wir vielleicht doch noch den richtigen Weg.“

„Das finde ich toll von Ihnen. Nun aber sollten wir das Labor aufräumen und uns

auf den Weg zurück zu ihrem Büro machen. Tommy und Terry wollten dort vorbeikommen.“

„Habt ihr heute Abend etwas vor?“

„Ja, aber wir haben noch nichts Genaues abgesprochen. Die letzten Tage hatten wir ja Ruhe vor dämonischen Aktivitäten, vielleicht können wir das Wochenende mal richtig genießen.“

„Ich würde es dir gönnen, die letzten Wochen waren hart genug.“

„Tja, ich kann es mir ja leider nicht selbst aussuchen. Kommen Sie, ich helfe Ihnen, dann sind wir schneller fertig.“

Das Zusammenräumen ging schnell, und schon wenige Minuten später trafen wir im Büro des Professors ein, wo unsere Freunde bereits auf uns warteten.

„Und, hat es geklappt? Lass doch mal den Ring sehen!“, polterte Terry gleich los, die von mir eingeweiht worden war, was wir geplant hatten.

„Leider nicht, es hat niemand geantwortet.“

„Doof, ich hatte doch so sehr die Daumen gedrückt.“

„Habt ihr eine Ahnung, weshalb es nicht geklappt hat?“, wollte Tommy wissen.

„Es könnte am Ort gelegen haben, es ist nicht heilig, oder dem Gott Baldur geweiht. Sonst hätten wir bessere Chancen.“

„Dann suchen wir so einen Ort, an dem es klappen könnte“, schlug Terry mit ihrem unerschütterlichen Optimismus vor.

„Ich habe die Suche schon gestartet, aber bisher noch keine Rückmeldung von meinen Quellen, die sich damit auskennen könnten. Wir müssen leider noch abwarten.“

„Dann können wir wenigstens absprechen, was wir heute Abend machen“, schlug Tommy vor, doch in dieser Sekunde klingelte das Telefon des Professors.

„Als ob ich geahnt hätte, das war bestimmt schon wieder das Wochenende“, stöhnte Terry und wusste noch nicht einmal, wie Recht sie damit hatte.

Es war Chefinspektor Tanner, der schon wieder einen Fall für mich hatte. Da es aber um ein unerklärliches Phänomen ging, sollte ich den Professor und meine Freunde ruhig mitbringen. Es würde unsere Chancen, dass Problem zu lösen, bestimmt nur erhöhen, sagte er noch.

Nun saßen wir unserem gemeinsamen Freund in seinem Büro gegenüber, aber er machte die Sache zunächst spannend.

„Ihr werdet gleich merken, ich weiß nicht so recht, wo ich anfangen soll.“

„Kein Problem, fangen Sie einfach vorne an“, sagte der Professor stellvertretend für uns alle.

„Ich will es versuchen. Gibt es Dämonen, die einfach nur Menschen entführen und nicht wiederauftauchen lassen?“

Eine heftige Frage als Einstieg, und zunächst sagte keiner ein Wort. Wir überließen

es dem Professor, demjenigen mit der meisten Erfahrung, eine Antwort zu finden.

„Nun, die gibt es bestimmt. Dämonen haben sehr unterschiedliche Ziele, im Einzelnen kann man sie nicht einfach so kurz nennen, sie sind wirklich vielschichtig. Vielen geht es um Existenzhaltung, aber auch um Machtzuwachs, Steigerung des Ansehens in der Hölle und vieles mehr. Manche quälen auch Menschen einfach nur so zum Spaß. Wenn jetzt Menschen verschwinden, können ein Dämon oder mehrere dahinterstecken, das muss aber nicht sein. Ich fürchte, wir brauchen erst mehr Informationen.“

„Gut, auch wenn es nicht viel ist, was ich bieten kann.“

Mit diesen Worten zog er eine über einen Meter lange und breite Karte Englands hervor und legte sie vor uns auf den Tisch.

„Angefangen hat es hier in Sheerness. Dort verschwand vor sieben Tagen ein Tourist, der einen Spaziergang am Strand gemacht hat. Dann ging es weiter in Grain, hier kam ein Bauer von seiner täglichen Arbeit nicht mehr nach Hause. Dann noch ein Fischer, der auf den Convey Islands lebte, schließlich ein Autofahrer, dessen Auto unweit der Stadt Coryton eine Panne hatte. Dann in Cliffe ein Pärchen, das einen Spaziergang an der Themse machen wollte und zuletzt noch heute Morgen ein Rentner, der mit seinem erwachsenen Sohn an der Themse angeln wollte. Die Ehefrau hat uns informiert, sie wohnt selbst ein wenig abseits von Gravesend. Da die Kollegen vor Ort mit den Fällen und deren Häufung völlig überfordert sind, wurde Scotland Yard verständigt und der Fall an mich weitergereicht. Aber ich brauche auch Hilfe, denn ich sehe keinen Ansatz.“

Wir auch nicht auf Antrieb, deshalb war es erst einmal ruhig. Es war schließlich Tommy, der eine Idee hatte.

„Wenn ich das richtig sehe, hat es im Kanal angefangen, und dann ging es in der Nähe der Themse weiter. Und was es auch immer für ein Phänomen ist, es kommt London immer näher.“

„Das stimmt. Zwischen den einzelnen Fällen liegt auch in der Regel nur ein Tag, manchmal zwei.“

„Also scheint es so, als würde etwas die Themse heraufziehen und dabei Menschen verschwinden lassen, richtig?“

„Ja, so könnte man es sagen. Hast du eine konkrete Idee?“

„Ja, eine Idee schon, aber sie ist etwas verrückt. Vielleicht ist es ein Seeungeheuer, das sich zu uns verirrt hat.“

Die Idee war wirklich verrückt, aber es lachte keiner. Wir wussten, dass vieles möglich war, warum auch nicht ein Seeungeheuer in der Themse. Nessie hatten wir schließlich schon getroffen, warum sollte es nicht noch weitere Monster dieser Art geben. Wobei Nessie ja aus unserer Sicht nicht wirklich ein Monster war, zumindest stellte sie keine Gefahr dar.

„Wir sollten das Monster im Hinterkopf behalten, eine bessere Lösung habe ich auch nicht zu bieten. Ihr vielleicht?“, schlug ich vor.

Meine Freunde schüttelten die Köpfe, so kamen wir nicht weiter.

„Wie hoch ist denn die Geschwindigkeit des Objektes, falls es ein solches gibt? Oder wie hoch müsste sie sein?“

„Wenn wir die Zeitpunkte nehmen, zu denen wahrscheinlich die Menschen verschwunden sind, ziemlich gering. Es sind nur wenige Kilometer pro Tag, 20 bis 30 vielleicht.“

„Also selbst für eine Seeschlange oder ein anderes Monster zu gering, oder?“

„Ich wüsste nichts, was sich so langsam bewegt, und dann Menschen verschwinden lässt“, fasste der Professor zusammen.

„So kommen wir nicht weiter. Was können wir stattdessen machen?“

„Den oder die Tatorte ansehen?“, schlug Tommy vor.

„Gibt es Zeugen?“, wollte Terry wissen.

„Nein, keine.“

„Wir könnten mit der Ehefrau des letzten Opfers sprechen, vielleicht bringt uns das weiter“, ergänzte Terry ihre Idee.

„Das hört sich vernünftig an, wir sollten beides machen. Können Sie uns einen Hubschrauber besorgen, dann können wir uns die Tatorte von oben ansehen und vorher noch bei der Frau vorbeischaun. Oder gibt es andere Optionen?“, schlug Professor Robson zu, und wir stimmten zu.

„Ich besorge uns den Hubschrauber, das dauert nicht lange. Bin gleich zurück“, sagte der Chefinspektor noch, bevor er uns verließ.

Wir diskutieren in der Zwischenzeit den Fall weiter, aber brauchbare Ergebnisse konnten wir keine mehr erzielen. Der Vorschlag des Professors war schon der vernünftigste. Wir würden einfach den Weg des Mysteriums folgen und dabei entweder Spuren oder es hoffentlich sogar selbst entdecken.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, keine zehn Minuten, da kam Tanner schon wieder zurück. Er wirkte zufrieden und deutete uns an, ihm zu folgen.

„Es hat geklappt, der Hubschrauber steht für uns bereit. Ich habe sogar einen besonders großen besorgen können, damit wir alle genug Platz in ihm haben.“

Wir folgten ihm auf das Dach, wo der Polizeihubschrauber schon stand und auf uns wartete. Tanner stellte uns noch kurz den Piloten Steve Miller vor, dann ging es schon los.

„Steht denn eigentlich die ganze Gegend nicht schon unter Beobachtung?“, wollte ich noch vom Chefinspektor wissen.

„Daran hatte ich auch zuerst gedacht, doch es dann verworfen. Ich hätte den Kollegen ja nicht einmal sagen können, worauf sie achten sollen. Und das hätte sie selbst in Gefahr bringen können, wenn es was mit Dämonen zu tun hat. Allerdings habe

ich eine erhöhte Sicherheitsstufe ausgerufen, die Polizei soll dann besonders aufmerksam sein und alle ungewöhnlichen Vorkommnisse melden.“

„Was können Sie uns über die letzten Opfer sagen?“

„Walt Hanks, der Vater ist um die 60 Jahre alt und Rentner, aber kräftig und gut beweglich für sein Alter. Sein Sohn ist Architekt und verdient gut. Beide wollten angeln und kennen die Themse in- und auswendig.“

„Kennen wir den Tatort?“

„Ja, aber nicht ganz genau. Wir konnten das Auto finden, aber nur wenige Spuren.“

„Wirklich nicht mehr, das ist sehr wenig?“

„Leider nein. Wahrscheinlich sind die beiden kaum zum Angeln gekommen.“

„Wissen Sie, ob sie mit einem Boot angeln wollten oder vom Ufer aus?“

„Das stand nicht im Protokoll, für die Kollegen war das offensichtlich nicht relevant. Aber wir können es gleich noch hinterfragen.“

„Wie ging es der Frau, schließlich hat sie Ehemann und Sohn verloren?“

„Laut den Kollegen wäre mies noch geprahlt. Sie hat aber darauf bestanden, nicht zur Beobachtung in ein Krankenhaus verlegt zu werden.“

Damit endete unser Gespräch und ich schaute ein wenig aus dem Seitenfenster, während ich meinen Gedanken nachhing. Die Frau tat mir leid. Für einen kurzen Augenblick versuchte ich mir vorzustellen, wie Jessica sich in der Situation fühlen würde, doch dann verwarf ich die Gedanken schnell wieder. Sie durften mich nicht von meiner Aufgabe abhalten und behindern.

Da es nicht weit war, brauchten wir nur gute 15 Minuten, dann ging der Pilot schon wieder tiefer. Wenn ich daran dachte, wie lange wir im Londoner Feierabendverkehr gebraucht hätten, wurde mir ganz übel. Inzwischen war es auch dunkel, und es ging auf sechs Uhr abends zu.

Zum Glück hatte der Hubschrauber einen starken Suchscheinwerfer, mit dem konnten wir auch die Themse absuchen. Trotzdem fühlte ich mich ein wenig unwohl, vielleicht lag es an der doch recht geringen Sicht.

Jedenfalls verstand Steve sein Handwerk, denn er landete sicher auf einer Wiese. Als wir uns vor den sich noch immer drehenden Rotorblättern in Sicherheit gebracht hatten, deutete der Chefinspektor auf ein einsam stehendes Haus.

„Dort wohnt Helen Hanks.“

„Sie hat Licht im Erdgeschoss eingeschaltet, schläft also noch nicht“, stellte Tommy fest.

Derweil bewegten wir uns auf das eher kleine, aber von außen gemütlich aussehende Haus zu. Doch mir hatte sich in der Zwischenzeit ein Gedanke im Kopf festgesetzt, den ich mit meinen Freunden teilen wollte.

„Wie ist das eigentlich, wenn wir mit fünf Mann hoch bei der armen Frau auftauchen? Wäre sie da nicht ein wenig überfordert?“

„Ja, das stimmt wohl. Was schlägst du vor?“

„Wir bleiben hier draußen, und Sie gehen alleine mit dem Professor zum Haus. Wir sehen uns derweil ein wenig in der Umgebung um, ok?“

„Klar, ist in Ordnung. Bis später.“

Damit ließen wir die beiden älteren Männer gehen und drehten uns ab.

„Du hast doch bestimmt etwas vor, Clarissa, oder?“, fragte mich Terry verschwörerisch, als die beiden Männer außer Hörreichweite waren.

„Nun, nicht so richtig. Ich hatte nur so ein komisches Gefühl, besser nicht bei Tanner und dem Professor zu bleiben.“

„Und wo gehen wir hin?“

„Wir können uns ja mal hinter dem Haus umsehen, da beginnt der Wald. Mir ist so, als könnte das etwas bringen. Auch wenn ich nicht sagen kann, weshalb.“

Meine beiden Freunde folgten mir, als wir um das Haus herumgingen, ohne dabei von innen gesehen werden zu können. Das kleine Gartentor stand offen, aber wir hätten auch problemlos über den Zaun klettern können. Leider war es dunkel hier, und die Taschenlampen hatten wir im Hubschrauber zurückgelassen.

„Wo willst du denn hin?“, wollte Tommy wissen.

„Nur noch ein paar Meter, in den Wald hinein sehen vielleicht“, antwortete ich, als es geschah. Wir hörten den Schrei, nur leise und durch die dicken Wände des Hauses gedämpft, aber er war doch klar zu vernehmen. Und er kam aus dem Haus der Hanks.

Mehrere Stunden waren vergangen, inzwischen war es dunkel, als Walt Hanks wiedererwachte. Zunächst dachte er an nichts Böses, bis er sich wieder an die Ereignisse des Morgens erinnerte.

Das Schiff, und die seltsamen Gestalten. Was war passiert? Waren es wirklich Vampire gewesen? Was hatten sie mit ihm angestellt? Irgendwie fühlte sich Walt Hanks anders als sonst. Besser, aber es war schwer zu beschreiben. Es war eine seltsame Sorglosigkeit, es gab keine Probleme mehr für ihn. Aber er spürte einen enormen Durst.

Mit der Zunge strich er über seine Zähne, und dabei bemerkte er die Veränderung. Zwei weitere Zähne waren ihm aus dem Oberkiefer gewachsen, richtige Hauer. Vampirzähne. Er fuhr so hart mit der Zunge über die noch jungen und spitzen Zähne, dass er sich seine Zunge aufriss. Doch es tat nicht weh, im Gegenteil, der Geschmack von Blut auf seiner Zunge törnte ihn an.

Langsam stand er auf, rechnete mit den normalen Altersschmerzen, die er auch vor seiner Veränderung schon gespürt hatte, doch dem war nicht so. Es tat nichts mehr weh. Walt Hanks fühlte sich stark, ihm gefiel sein neues Dasein. Auch seine Augen hatten sich verbessert, er konnte in der fast totalen Dunkelheit bestens sehen.

Unruhig ging er ein paar Schritte auf und ab, sein Durst wurde stärker. Er brauchte ein Opfer. Doch hier auf dem Schiff gab es keine Opfer, hier lebten keine Menschen

mehr. Doch er brauchte Blut.

Plötzlich hörte er eine Stimme in sich, eine sehr leise nur zu ihm sprechende Stimme. Walt konnte sie kaum verstehen, doch sie flüsterte etwas von Blut und Opfer. Und vom Verlassen des Schiffes.

„Ja, ich habe verstanden“, antwortete Walt Hanks.

Dabei hatte er sich schon in Richtung Ausgang begeben und verließ nun den Frachtraum. Als hätte er schon immer hier gelebt, fand er zielsicher den Weg durch das Schiff bis er sich an Deck wiederfand. Auch die vorher verschlossenen Schotten standen nun für ihn offen.

Die kalte Luft schien auch den Vampir zu erfreuen, obwohl er keinen Sauerstoff brauchte und die Kälte ihn nicht störte. Es war viel mehr die Freude über seine Veränderung, die ihn einen Augenblick an Deck stehen und sein neues Leben genießen ließ.

Seine Stimme hatte ihm genau gesagt, was er tun sollte. Das kleine Ruderboot lag noch dort, wo Tim und Walt es verlassen hatten, damit sollte er das Blutschiff verlassen. Einen Gedanken an seinen Sohn verschwendete Walt dabei nicht, er ahnte, dass es ihm ähnlich gut gehen würde. Er selbst brauchte jetzt ein Opfer, und Walt wusste, wer dafür gut geeignet war.

Mit dem kleinen Ruderboot setzte sich Walt Hanks vom Blutschiff ab und ruderte auf das Ufer zu. Mehrere Kilometer hatte sich das Schiff voran bewegt, sie waren bereits weit von Hanks Jeep entfernt. Da störte den noch jungen Blutsauger aber nicht, er brauchte kein Auto.

Die Gegend war einsam, niemand würde ihn sehen oder hören, deshalb lief er einfach durch den Wald und über die meist ungenutzten Wiesen. Zwar waren sie schon ungefähr sechs Kilometer von ihrem Angelplatz entfernt, doch die Entfernung bis zu seinem Haus war nicht größer geworden, und da lag sein Ziel.

Der Mond zeigte sich inzwischen am Himmel, und es ging auf 20 Uhr zu. Für einen Vampir eine frühe Stunde, doch Walt hatte nicht viel Zeit, er sollte rechtzeitig wieder an Bord sein. In wenigen Tagen würde das Blutschiff die Riesenstadt London erreichen, dann wurde jedes Besatzungsmitglied gebraucht. Eine Blutorgie gewaltigen Ausmaßes hatten sie geplant, und nichts würde sie aufhalten können.

Noch wusste niemand etwas von der Gefahr, und das sollte auch so bleiben. Deshalb hatte Walt Hanks auch die Auflage bekommen, sehr vorsichtig zu sein und sich nicht sehen zu lassen. Zwei Mal kamen Autos in seiner Nähe vorbei, doch niemand konnte ihn sehen, der Blutsauger verschmolz geradezu mit den Schatten in seiner Umgebung.

So lief er weiter und war bereits nach etwas mehr als fünfzehn Minuten an seinem Ziel angekommen. Dort lag sein Haus, was er sich die letzten Jahrzehnte mit harter Arbeit erspart hatte. Doch daran dachte er jetzt nicht, er dachte nur an Helen, seine Frau. Und ihren herrlichen, süßen Hals, in dem der kostbare, rote Lebenssaft so warm

pulsierte.

Hanks hatte nicht den Fehler gemacht, sich von der Straße aus seinem Haus zu nähern, dort hätte er gesehen werden können. Bis zuletzt war er im Wald geblieben, erst jetzt hatte er den Schutz der Bäume verlassen, um durch den Garten die große Schiebetür erreichen zu können.

Etwas störte den Blutsauger plötzlich, seine guten Ohren hatten das Geräusch eines Hubschraubers wahrgenommen. Er schien sogar näher zu kommen, es wurde immer lauter. Eigentlich hätte Walt Hanks jetzt vorsichtiger sein sollen, doch die Gier in ihm war stärker.

Langsam schlich er näher, nutzte dabei jeden Schatten aus. Das Licht auf der kleinen Terrasse war ausgeschaltet, daher konnte man ihn von innen auch nicht sehen. Dort brannte noch Licht, Helen war noch wach.

Kurz dachte er daran, was sie jetzt denken würde. Bestimmt wusste sie schon, was passiert war, hatte bei der Polizei eine Meldung abgegeben. Machte sie sich Sorgen? Walt Hanks interessierte das nicht mehr, er kannte keine Sorgen und Ängste mehr. Und auch Helen würde sie bald nicht mehr brauchen.

Die Schiebetür war eigentlich nie abgeschlossen, und bestimmt war sie es heute auch nicht. Vor Einbrechern hatten die Hanks nie Angst gehabt, bei ihnen war nichts zu holen gewesen, was das Risiko gerechtfertigt hätte. Heute aber konnte sich genau das für Helen rächen.

Wie ein Schatten überwand Walt Hanks die letzten Meter und stand nun an der großen Glasscheibe. Doch von Helen war nichts zu sehen. Der Sessel, in dem sie immer saß, war leer. Und es liefen auch weder das Radio noch der Fernseher.

Helen Hanks war kurz in die Küche gegangen, um sich ein Glas Wasser, und eine neue Packung Taschentücher zu holen, so konnte sie nicht sehen, was in ihrem Wohnzimmer passierte.

Der Vampir schob die Tür auf und schlüpfte durch den kleinen Spalt ins Innere der Wohnung. Alles war ihm vertraut, und doch fremd, denn er brauchte den Tand nicht mehr. Er brauchte Blut, und das war auf dem Weg zu ihm.

In diesem Augenblick trat seine Frau um die Ecke, schaute ins Wohnzimmer und erstarrte. Ihr verloren geglaubter Mann stand vor ihr. Das Glas Wasser rutschte ihr aus der Hand und zerschellte am Boden, denn sie konnte nicht glauben, was sie sah.

„Walt, du?“, waren ihre ersten Worte nach einem Räuspern.

„Ja, ich bin es“, antwortete der Blutsauger mit einer ungewohnt kalten, emotionslosen Stimme.

„Wo kommst du so plötzlich her?“

Helen wusste nicht, ob sie sich freuen sollte. Ihr Mann, den sie für verschwunden oder tot gehalten hatte, war wieder da. Doch etwas stimmte nicht, es war etwas anders

als sonst. Doch Helen konnte nicht sagen, was es war, aber es konnte nur mit Walt zusammenhängen.

„Von der Themse, vom Angeln, was sonst?“

„Aber ihr wart beide verschwunden, ich habe die Polizei verständigt. Doch die konnte euch auch nicht finden.“

„Das glaube ich gerne, he, he.“

„Wo wart ihr die letzten Stunden?“

„An einem schönen Ort, den ich dir auch gerne zeigen möchte.“

„Und wo ist Tim?“

„Noch dort, er wartet auf dich.“

„Aber da stimmt doch etwas nicht, Walt. Sei ehrlich zu mir, was ist mit dir?“

„Nichts, ich fühlte mich gut. Ich habe mich noch nie so gut gefühlt, meine Liebe.“

Mit diesen Worten begann Walt Hanks auf seine Frau zuzugehen, doch sie wich langsam bis zur Wand zurück. Helen fühlte sich unwohl, sie hatte Angst. Angst vor ihrem eigenen Mann, das war noch nie passiert. Doch heute war es so, aber war das überhaupt noch ihr Mann, ihr Walt?

„Bleib bitte genau da stehen, Walt!“

„Warum, ich bin doch dein Mann?“

„Du hast dich verändert.“

„Ja, das könnte sein. Willst du wissen, wie ich mich verändert habe?“

„Ja.“

Diese Antwort hatte der Vampir noch hören wollen, auch wenn sie nichts an seiner folgenden Reaktion geändert hatte. Noch einen weiteren Schritt kam er auf Helen zu, so dass er nur noch einen Meter von ihr entfernt stand und sie nicht mehr entfliehen konnte. In diesem Augenblick öffnete er seinen Mund und verzog ihn zu einen breiten Grinsen, so dass Helen seine Vampirhauer sehen konnte.

Zwar war Helen Hanks nie ein Fan von Gruselfilmen gewesen, aber trotzdem realisierte sie blitzschnell, was sie vor sich hatte. Ihr Mann war zum Vampir geworden, und nun wollte er seine eigene Frau beißen. Noch bevor Walt nach Helen greifen konnte, schrie sie ihre Angst laut heraus.

Der Schrei war in größter Todesangst ausgestoßen worden, und wir mussten der Frau helfen. Tommy und ich waren am schnellsten, wir wollten uns dem Haus von hinten nähern, schließlich standen wir schon fast im Garten.

Auch Professor Robson und der Chefinspektor hatten den Schrei gehört, doch sie konnten die stabile Haustür nicht so schnell aufbrechen. Wir hatten es da leichter, denn die große Schiebetür stand einen Spaltbreit offen und Tommy war als erster ins Haus geschlüpft.

„Halt!“, hörte ich ihn schreien, und einen Augenblick später sah ich auch, was er

sah.

Ein Vampir, ein älterer Mann hatte eine Frau gepackt, um sie zu beißen. Es war recht wahrscheinlich, dass ich Walt Hanks vor mir hatte, denn das Alter passte. Und nun wollte er seine Frau zum Vampir machen.

Es war knapp, aber Tommy tat das einzig Richtige. Er stürzte sich auf den Vampir, der sein Opfer loslassen musste, um sich zu wehren. Mit großer Wucht wurde der Blutsauger gegen die Wand geworfen, doch das konnte ihn nicht töten. Leider hatte Tommy keine Waffe, ich musste ihm helfen, aber vorher noch die Frau in Sicherheit bringen.

„Mrs. Hanks, kommen Sie mit!“, rief ich ihr zu und zog sie gleichzeitig von ihrem Mann weiter weg.

„Kümmere dich um sie, Terry“, rief ich meiner Freundin zu, die Mrs. Hanks nach draußen führte, weg vom Ort des Kampfes. Sie sollte auch nicht sehen, wie ihr Mann endgültig starb.

Derweil hatte sich Tommy in den Vampir verkrallt, doch die unmenschlichen Kräfte des Untoten waren größer. Mit einem Kniestoß in die Magengegend wehrte er seinen Angreifer ab und wollte flüchten, doch er kam nicht weit.

Die einzige Waffe, die ich bei mir hatte, war mein kleines Silberkreuz, welches ich dem Blutsauger nun entgegenhielt. Der hatte gestoppt und starrte angsterfüllt auf das Kleinod in meiner rechten Hand.

„Willst du mit dem Kreuz Bekanntschaft machen?“, fragte ich ihn.

Eine verbale Antwort bekam ich nicht, doch der Blutsauger schüttelte panikerfüllt den Kopf. Ich überlegte kurz, was ich mit ihm machen sollte, aber ich wollte ihn nicht einfach töten. Er konnte eine gute Informationsquelle sein, und fliehen würde er nicht mehr können, denn auch der Professor und Tanner waren inzwischen da.

„Wie ist dein Name?“, fragte ich den Blutsauger, der zunächst nicht antworten wollte.

„Soll ich dich mit dem Kreuz berühren?“, schickte ich hinterher und führte es dichter an den zitternden Untoten heran.

„Nein, nein. Mein Name ist Walt Hanks.“

„Wo ist dein Sohn, Tim?“

„Auf dem Schiff.“

„Auf welchem Schiff?“

„Auf dem Blutschiff.“

„Bist du dort zum Vampir geworden?“

„Ja, sie haben mich gebissen.“

„Es sind also Vampire an Bord?“

„Ja, viele, und sie wollen alle Blut.“

„Wer führt das Schiff?“

„Niemand, es führt sich selbst. Es lebt.“

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Erst die Geschichte mit dem lebenden Mercedes, jetzt ein Vampirschiff. Aber ich wollte mehr wissen.

„Wohin will das Schiff?“

„Nach London.“

„Opfer suchen?“

„Jaaa.“

„Wo ist es jetzt?“

„Es fährt auf der Themse, aber es fährt langsam. Aber ihr werdet es nicht finden, niemand kann es finden, wenn das Schiff es nicht will.“

„Und wie habt ihr es gefunden?“

„Es hat sich uns gezeigt, im Nebel hat es sich ...“

In diesem Augenblick merkte der Blutsauger, dass er einen Fehler gemacht und gerade das Blutschiff und Tarnung verraten hatte.

„Neiiiin“, schrie er auf und warf sich nach vorne.

Mit einem Satz wollte er an mir vorbei, doch er war nicht schnell genug. Mein Kreuz erwischte ihn noch an der Schulter, was eine verheerende Wirkung auf den Vampir hatte.

Wie von einer Faust getroffen, knickte der Dämon weg und fiel zur Seite. Sein Schwung trieb ihn direkt in den Fernseher hinein, dessen Bildröhre durch den Aufprall platzte.

Plötzlich waren wir wieder in großer Gefahr, denn die Scherben schossen durch den Raum und ein Blitz fuhr aus dem Apparat. Tommy duckte sich weg, und brachte sich so in Sicherheit, aber ich stand noch näher dran. Doch zum Glück reagierte der Professor goldrichtig und zog mich aus dem Gefahrenbereich.

So passierte uns nichts, doch der Blutsauger war endgültig tot. Tief atmete ich durch, das war gefährlich gewesen.

„Nun wissen wir, wo wir suchen müssen und was“, stellte Tanner fest.

„Aber was machen wir mit Mrs. Hanks?“, wollte ich wissen, denn ohne nach ihr zu schauen war klar, dass das heute Erlebte zu viel für sie sein würde.

„Ein Arzt, oder ins Krankenhaus?“, fragte Tanner zurück.

„Das wäre beides okay, aber ich habe noch eine Sorge. Bestimmt ist ihr Sohn auch ein Vampir, wir müssen sie ihn Sicherheit bringen.“

„Klar, ich rufe einen Streifenwagen, der bringt sie in die Stadt. Dort kann man sich um sie kümmern und sie beschützen.“

Mit diesen Worten drehte sich der Chefinspektor ab, um zu telefonieren, so konnte ich nach der unglücklichen Frau schauen.

Terry hatte sich um sie gekümmert und sie erst einmal auf einen Plastikliegestuhl gesetzt. Was sollte ich ihr sagen? Ihr Mann war tot und vorher zum Blutsauger

geworden, wahrscheinlich war ihr Sohn auch ein Vampir. Das Leben war manchmal so ungerecht, aber es ließ sich nicht mehr ändern.

„Sind Sie verletzt, Mrs. Hanks?“, sprach ich sie daher erst einmal an.

„Nein, er ist nicht mehr dazu gekommen. Wer sind Sie eigentlich?“

„Wir sind von Scotland Yard und wollten mit Ihnen sprechen.“

„Über meinen Mann?“

„Ja.“

„War er wirklich ein Vampir?“

„Ja, ich fürchte schon.“

„Ich hätte nie gedacht, dass es Vampire gibt. Was ist dann mit meinem Sohn, mit Tim?“

„Wir werden versuchen, ihn noch zu retten, aber es wird schwer. Können Sie uns vielleicht helfen, einen Tipp geben?“

„Nein, ich weiß nichts.“

„Hat ihr Mann nichts mehr gesagt?“

„Er sprach von einem Blutschiff, und dass Tim auch da wäre.“

„Mehr nicht?“

„Nein, dann ist er über mich hergefallen.“

„Danke, Mrs. Hanks für ihre Hilfe. Chefinspektor Tanner hat Hilfe herbeigerufen, die Kollegen werden Sie in die Stadt bringen. Hier sind Sie nicht mehr sicher.“

„Wegen Tim?“

„Ja, vielleicht.“

„Tun Sie mir einen Gefallen?“

„Ich will es gerne versuchen.“

„Wenn Sie Tim nicht mehr retten können, erlösen Sie ihn bitte. Er soll nicht so werden wie Walt.“

„Ja, das machen wir, ich verspreche es Ihnen.“

Wir mussten noch zehn Minuten warten bis die beiden Streifenpolizisten da waren und Mrs. Hanks nach Gravesend begleiten. Mir tat die arme Frau leid. Zwar hatten wir ihr Leben gerettet, doch wahrscheinlich hatte sie alles verloren, war ihr im Leben lieb und teuer gewesen war.

Deshalb sagten wir auch nicht viel, als wir zum Hubschrauber gingen, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Immerhin hatten wir eine Spur, wir wussten, wo wir suchen mussten. Aber der Name Blutschiff und die Tatsache, dass es leben sollte, lösten bei mir ein gewisses Unbehagen aus.

Der Chefinspektor erklärte dem Piloten, was wir vorhatten. Er sollte zu dem Ort zurückkehren, wo Vater und Sohn Hanks verschwunden waren, und ab da dem Fluss in Richtung London folgen. Wir hofften so, das Blutschiff zu finden, aber sicher war das

keineswegs.

„So wir sind da, dies ist die Flower Corner“, sagte der Pilot schon nach kurzer Zeit und deutete nach unten.

Im Licht des starken Scheinwerfers war deutlich die Biegung der Themse zu erkennen. Doch zu sehen war nichts von dem Blutschiff, also nahm der Pilot Kurs Richtung London.

„Fliegen Sie schön langsam, wir wollen sichergehen, dass wir das Schiff nicht übersehen“, wies der Chefinspektor den Piloten an.

„Was suchen wir eigentlich genau?“

„Ein Schiff, viel mehr wissen wir auch nicht. Vielleicht einen Frachter.“

„Den können wir trotz der Dunkelheit ja kaum übersehen.“

„Das Schiff ist eventuell getarnt, denn es ist bisher noch nicht entdeckt worden, obwohl es seit einigen Tagen auf der Themse unterwegs sein muss.“

„Hmmm, das ist ungewöhnlich, ich werde gut aufpassen. Allerdings ist es etwas diesig, die Sicht wird nicht so gut sein.“

„Okay, wir versuchen es trotzdem. Achten Sie vor allem auf Nebel.“

Damit wandte sich der Chefinspektor ab, um mit uns zu sprechen.

„Können wir noch mehr tun?“

„Ich denke nicht. Wir müssen einfach aufpassen und vielleicht ein wenig Glück haben“, antwortete der Professor.

„Was tun wir, wenn wir das Schiff wirklich finden?“

„Das überlegen wir uns, wenn wir es gefunden haben.“

Also schauten wir so gut es ging aus den Seitenscheiben und verfolgten in erster Linie den breiten Strahl des Scheinwerfers, der über das dunkle Wasser der Themse hin und her huschte. Der Pilot hatte Recht, es kam Nebel auf, was unsere Aufgabe nur noch schwieriger machte, denn wir suchten schließlich eine bestimmte Nebelbank.

Wie lange würden wir suchen müssen? Wo konnte das gesuchte Schiff sein, nachdem es heute Morgen noch an der Flower Corner gewesen sein musste? Weit war es bei seiner geringen Geschwindigkeit wahrscheinlich nicht gekommen.

„Der Nebel wird dichter“, rief uns der Pilot plötzlich zu und deutete nach unten.

Er hatte Recht, da war eine Nebelbank, aber die war nicht normal. Sie war räumlich begrenzt und befand sich mitten über der Themse.

„Das muss es sein“, rief ich, obwohl ich noch kein Schiff entdecken konnte.

„Aber da ist doch nichts“, sagte Tommy, der ebenfalls auf die Nebelwand starrte und absolut nichts in ihr entdecken konnte.

„Können Sie die Nebelbank mal richtig ausleuchten?“, fragte ich den Piloten, der nur kurz nickte.

Er drehte eine kleine Runde, flog noch einmal über die Stelle hinweg, wobei sein Scheinwerfer den Nebel genau von oben anstrahlte. Dann hielt der Pilot sein Fluggerät

auf der Stelle und gab uns Gelegenheit, genauer hinzuschauen.

„Also, ich sehe nichts“, sagte Terry nur.

„Sehen kann ich auch nichts, aber ich glaube, da sind Umriss im Nebel“, entgegnete der Chefinspektor.

„Kann es das Schiff sein?“, wollte der Professor wissen.

„Hmmm, schwer zu sagen. Die Nebelbank wäre groß genug für einen Frachter, außerdem stimmt da etwas nicht, sie ist irgendwie komisch, findet ihr nicht auch?“

Wir brauchen dem Chefinspektor nicht zu antworten, wir hatten den gleichen Eindruck. Normaler Nebel verhält sich anders.

„Sollen wir runtergehen?“, wollte der Pilot wissen.

„Ja, das wäre gut.“

„Ich fliege aber nicht in den Nebel hinein.“

„Nein, landen Sie auf der Wiese auf dem linken Ufer der Themse, wenn das geht.“

„Das kriege ich hin. Übrigens, die Nebelbank bewegt sich. Zwar sehr langsam, aber ich musste die Position korrigieren, um die gleiche Stelle längere Zeit auszuleuchten.“

War das unser Beweis? Eigentlich waren wir uns schon sicher, unser Ziel gefunden zu haben, doch jeder Beweis war trotzdem gut. Fehler durften wir keine machen, sonst konnte das Blutschiff leicht ein Chaos in der Millionenstadt London anrichten.

Unser Pilot hatte inzwischen mit der Landung begonnen, die im Dunkeln nicht ganz ungefährlich war. Doch der starke Scheinwerfer und die große Erfahrung des Piloten sorgten für ein sicheres Aufsetzen.

„So, was machen wir jetzt?“, wollte der Chefinspektor wissen, nachdem wir den Hubschrauber verlassen hatten und die Rotorblätter sich immer langsamer drehten.

„Wir müssen rüber“, sagte ich nur.

„Es ist aber immer noch nichts in der Nebelwand zu sehen. Ich kann nicht einmal Umriss erkennen“, warf Tommy ein.

„Aber das muss es sein, das Schiff ist einfach nur gut getarnt“, entgegnete ich.

„Okay, aber wie können wir rüber?“

Der Pilot hatte unser Gespräch inzwischen auch hören können und hatte die goldene Idee.

„Hey, ich habe doch ein Schlauchboot für Notfälle an Bord, damit können Sie rüber paddeln.“

„Klasse, das müsste gehen. Aber wie entern wir den Kahn?“

„Nehmen Sie noch das Seil hier mit, das hat einen Haken, dann können Sie an Bord klettern.“

Mehr brauchten wir nicht zu besprechen, wir hatten unsere Lösung gefunden. Der Pilot brachte das zusammengefaltete Schlauchboot ans Wasser und ließ es dann per Knopfdruck aufgehen. Die Technik war gut, und es dauerte keine Minute, dann hatten wir ein einsatzbereites Schlauchboot vor uns.

„Hier sind noch das Seil und zwei Paddel. Viel Glück wünsche ich.“

„Danke. Warten Sie bitte hier. Falls wir uns länger als drei Stunden nicht melden, geben Sie bitte Nachricht an Scotland Yard und lassen Bomben in die Nebelwand werfen.“

„Was hat es bloß mit dem Schiff auf sich, ist es wirklich eine so große Gefahr?“

„Ja, wahrscheinlich schon. Bis später dann.“

Damit hatten wir uns vom Piloten verabschiedet und stiegen in das Gummiboot. Es war recht eng, aber wir konnten immerhin alle gleichzeitig an Bord, ohne sofort unter zu gehen. Tommy und der Chefinspektor hatten sich die beiden Paddel geschnappt und sorgten dafür, dass wir uns der Nebelwand immer weiter nähern konnten.

Noch immer konnten wir nichts im Inneren erkennen und wurden langsam unruhig. Jagten wir hier einem Phantom nach? War das echte Blutschiff vielleicht schon kurz vor London? Oder hatte uns der Vampir nicht die Wahrheit gesagt, auch leider eine realistische Möglichkeit?

Bis zum Nebel waren es nur noch wenige Meter, und mein ungutes Gefühl verstärkte sich von einer Sekunde zur nächsten. Aber auch Terry fröstelte, ihr ging es damit ähnlich wie mir.

„Wir sind sofort da“, stellte der Professor fest, den auch eine seltsame Spannung ergriffen hatte.

„Da ist etwas im Nebel, ich kann es sehen“, sagte Terry plötzlich.

Und sie hatte Recht. Jetzt erst, wir waren nur noch vier, fünf Meter entfernt, konnten wir die Umrisse im Inneren der Nebelwand erkennen. Dort befand sich ein Schiff, das konnten wir jetzt mit Sicherheit sagen.

Und es ging weiter, auf den Nebel zu, und dann in ihn hinein.

Es wurde noch kälter, geradezu eisig. Zwar war die Luft inzwischen auch schon sehr kühl, aber so wie jetzt hatte ich in meiner gefütterten Jacke selten gefroren. War es der Nebel? Oder ging die Kälte von dem Schiff aus? Ich konnte es nicht sagen, aber wir wollten es herausfinden.

„Am Bug ist ein Tau, darüber können wir an Bord klettern“, flüsterte der Chefinspektor uns zu, obwohl wir noch keinen anderen Menschen oder etwa sogar Vampire gesehen hatten.

Er und Tommy steuerten das Boot genau an die richtige Stelle, und es war der Professor, der das Tau zu fassen bekam.

„Ich gehe als Erster an Bord, ich bin mit einer Pistole bewaffnet“, wies der Chefinspektor an, wobei ihn wahrscheinlich mehr die Sorge trieb, uns könnte etwas passieren.

„Aber ihre Pistole hilft nicht gegen Vampire“, entgegnete der Professor.

„Immerhin kann ich sie mir damit eine Weile lang vom Hals halten. Versucht bitte,

das Boot ruhig zu halten.“

Einen Widerspruch ließ er nicht zu, aber ein wenig froh war ich auch, nicht als Erste an Bord gehen zu müssen. So konnte ich zusehen, wie sich der Chefinspektor am Tau hochzog, bis er sich über den Bug rollen konnte.

„Oh“, hörten wir nur von ihm und wurden natürlich nervös.

„Was ist?“, riefen Terry und ich.

„Hier ist so etwas wie eine unsichtbare Barriere, ich kann nicht weiter.“

„Warten Sie, ich komme an Bord“, rief ich zurück und griff nach dem Tau.

Es war schon eine Weile her, als ich das letzte Mal ein Seil hochklettern musste, aber es klappte ganz gut. Oben half mir Tanner auf den letzten Metern, doch einmal kräftig durchatmen musste ich trotzdem.

„Wo ist die Barriere?“

„Hier sofort, man kann keinen Schritt mehr weitergehen.“

Ich schaute mich um, doch sehen konnte ich nichts. Keine Farbveränderung, kein Leuchten, nichts. Doch ich vertraute Tanner, bestimmt war dort etwas.

Vorsichtig tastete ich mich voran, bis ich den Widerstand spürte, wo eigentlich keiner sein durfte. Es war mir, als würde ich einen leichten elektrischen Strom spüren, doch das konnte auch eine Täuschung sein. Sicherlich hatte das hier nichts mit Elektrizität zu tun, sondern eher mit Magie.

„Hast du sie gefunden?“, fragte mich der Professor, der inzwischen auch an Bord gekommen war.

„Ja, hier geht es nicht weiter. Obwohl man nichts sehen kann.“

„Das ist Magie, das Blutschiff kann sich offenbar verteidigen.“

„Ich möchte es mal mit dem Ring versuchen.“

„Klar, mach das.“

Ein wenig unsicher fühlte ich mich, denn das Vertrauen in meine stärkste Waffe war nicht mehr das, was es einmal gewesen war. Die letzte Zeit war sie sogar nutzlos gewesen, aber ich wollte es noch einmal versuchen.

Langsam führte ich den Ring an die unsichtbare Barriere heran und wartete auf eine Reaktion. Sonst hatte ich die Magie oft über meinen Ring gespürt, manchmal über Gefühle, manchmal hatte er auch rot geleuchtet. Doch nichts geschah. Und auch nichts, als ich die Barriere berührte.

„Nichts“, stellte ich enttäuscht fest.

„Die Barriere scheint stark zu sein.“

„Ich fürchte eher, mein Ring ist zu schwach.“

Ich hätte meine Enttäuschung kaum ausdrücken können, leider verstand ich immer mehr, wie hilflos ich doch ohne meinen Ring war. Er war das kostbarste, ja sogar einzige Erbe von meinen Eltern, und ich hatte zugelassen, dass es nur noch ein nutzloser, gar nicht mehr schöner Edelstein war.

„Wir kriegen das mit deinem Ring schon wieder hin, Clarissa. Doch erst einmal müssen wir diese Barriere öffnen.“

„Wie wollen Sie das machen?“

„Mit Weihwasser, hier.“

Der Professor hatte die Flasche mit dem geweihten Wasser bereits geöffnet und schleuderte nun etwas von der Flüssigkeit in die Luft. Und diesmal passierte etwas.

Dort, wo die Tropfen auftrafen, leuchtete die Luft auf. Das Weihwasser bekämpfte die Magie, wo es auf sie traf, und nach drei, vier weiteren Sekunden hörten wir ein zischendes Geräusch. Sehen konnten wir es zwar nicht, aber das Weihwasser musste die Barriere zerstört haben.

Sicherheitshalber versuchte ich die Barriere zu ertasten, fand aber nichts mehr vor. Ich konnte auch weitergehen, wir hatten es geschafft.

„Sehr gut, Professor, aber was machen wir jetzt?“

Inzwischen waren auch Tommy und Terry an Bord gekommen, so dass wir wieder komplett waren. Daher nutzten wir die Gelegenheit, uns ein wenig umzusehen.

Doch leider konnten wir nicht viel erkennen, denn der Nebel stand sehr dicht über dem Kahn, den wir nun eindeutig als Frachter identifizieren konnten. Und er musste sehr alt sein, der Rost, aber auch seine Bauweise ließen darauf schließen.

„Wir sollten uns aufteilen und das Schiff untersuchen. Wahrscheinlich werden wir dabei auch auf Vampire treffen.“

„Wie sieht es mit Waffen aus?“, wollte ich wissen.

„Ich habe noch ein wenig dabei, aber wahrscheinlich kaum genug für alle. Leider wussten wir ja vorher nicht, auf was wir treffen würden.“

„Nicht schlimm, was haben Sie denn?“

„Drei Flaschen mit Weihwasser, und zwei Pflöcke aus Eichenholz.“

„Muss man die Vampire wirklich pfehlen, um sie zu töten?“, wollte der Chefinspektor wissen.

„Ja, der Pfahl muss ihnen in die Brust gestoßen werden, dort wo sonst das Herz sitzt.“

„Okay, ich nehme einen.“

„Ich auch“, sagte Terry sofort.

„Dann kriegen die anderen das Weihwasser.“

„In Ordnung. Für dich habe ich noch die Armbrust, Clarissa.“

„Danke, das ist eine gute Waffe gegen Vampire.“

„Ich habe zusätzlich noch meinen grünen Dolch, möchte den jemand haben?“

„Nein, den behalten Sie besser, Professor. Ich würde vorschlagen, dass Terry, Tommy und ich uns auf Deck umschaun und zur Brücke gehen, okay?“

„Ja, dann gehen wir beide unter Deck. Wenn etwas nicht in Ordnung ist, laut schreien, damit die anderen gewarnt sind.“

„Geht klar. Wir müssen uns ja auch ein wenig beeilen, sonst fallen noch die Bomben auf uns drauf.“

„Das dauert noch eine Weile, drei Stunden haben wir mindestens noch Zeit.“

„Okay, treffen wir uns in einer Stunde wieder hier.“

Meine Freunde nickten, und so teilten wir uns auf. Noch ahnte niemand, wie nervenaufreibend die nächsten Stunden für uns alle werden würden.

Die ersten Meter gingen wir noch alle gemeinsam, bis wir eine Tür fanden, die unter Deck führte.

Auch das furchtbare Quietschen erinnerte uns noch einmal daran, wie alt das Schiff schon sein musste. Den Gestank von unten bekamen wir noch mit, und ich beneidete meine Freunde nicht um ihre Aufgabe. Hoffentlich sahen wir sie lebend wieder, denn niemand konnte sagen, was sich dort unten befand.

Wir hatten es da etwas besser, denn der Nebel selbst gab ein wenig Licht ab, wobei wir nicht wussten, wie er das machte. Den Rest mussten unsere beiden Taschenlampen erledigen. Die eine trug ich mit mir, Terry die andere. Sie sollte damit öfter mal nach hinten schauen, denn die Vampire konnten jederzeit und aus jeder Richtung zuschlagen.

So bewegten wir uns langsam voran, jederzeit mit einem Angriff aus dem Dunkeln rechnend. Doch noch geschah nichts. Wir hörten auch keine Geräusche, wenn nicht ab und zu die Bohlen unter uns aufgrund des Drucks ächzten und knarrten.

Ein wenig kam es mir so vor, als wären wir in einer anderen Welt. Und es war auch wenig, was an die normale Welt erinnerte. Es schien sogar so, als würde der Nebel alles verschlucken.

„Wo gehen wir denn jetzt genau hin?“, wollte Terry wissen.

„Zur Brücke, dort finden wir hoffentlich Antworten“, gab Tommy zurück.

„Aber dann müsste sie bewacht sein, sie ist doch wichtig?“

Wir wussten beide nicht, was wir Terry antworten sollten, sie hatte natürlich Recht. Sobald wir in wichtige Bereiche des unheimlichen Schiffes vordrangen, war mit Gegenwehr zu rechnen. Bestimmt wussten unsere Feinde auch schon, dass wir hier waren. Aber noch hielten sie sich im Verborgenen und wartete wahrscheinlich nur auf die richtige Gelegenheit.

Inzwischen konnten wir die Brücke erkennen, sie befand sich ziemlich genau in der Mitte des Schiffes. Ein wenig erhoben, eine Treppe führte hinauf zu ihr, so dass man in alle Richtungen eine gute Sicht hatte. Umgeben war die Brücke von zahllosen Fensterscheiben, von denen allerdings schon mehrere zerbrochen waren.

„Wollt ihr wirklich dort hoch?“, fragte Terry.

„Ja. Von dort aus hat man die beste Sicht, und verteidigen können wir uns auch besser“, antwortete ich ihr.

„Okay. Ich lasse euch auch den Vortritt.“

Ich ging voraus, Tommy blieb allerdings mehr oder weniger an meiner Seite, als wir die Treppen nach oben stiegen. Einen kurzen Blick warf ich noch zurück und sah Terry, die sich dicht an uns drängte, aber mit ihrer Taschenlampe das leere Deck ableuchtete.

„Dann wollen wir mal“, sagte ich, als ich die Tür aufdrückte.

Auch sie knarrte, quietschte aber nicht so erbärmlich wie die andere. Und es stank nicht schlimm, denn hier kam ja frische Luft durch die zerbrochenen Scheiben.

Jedenfalls war niemand auf der Brücke, die ungefähr 6 mal 6 Meter groß war. Die Armaturen hatten Staub und Rost eingefangen, aber man konnte noch gut erkennen, wie es hier einmal ausgesehen hatte und wozu die Instrumente mal benutzt worden waren.

Doch obwohl das Schiff nicht ruhte, gab es hier auf der Brücke keine Anzeichen für Bewegungen. Das große Ruder rührte sich nicht, auch als Tommy es zu bewegen versuchte.

„Es sitzt fest“, resümierte er, als er sich die dreckigen Hände in einem Taschentuch abwischte.

„Aber wie kann das Schiff so fahren?“

„Das kann ich dir nicht sagen. Der Motor steht jedenfalls auf minimale Fahrt. Deshalb kann es sich voran bewegen.“

Dabei deutete Tommy auf den Schalthebel für den Motor, der wirklich nicht ausgeschaltet war.

„Aber das Schiff hätte doch längst kentern müssen, wenn niemand es steuert“, stellte Terry fest.

„Ich tippe auf Magie, hier liegt etwas in der Luft“, antwortete ich.

„Was hast du denn da gefunden?“, wollte Terry von mir wissen.

Ich schaute mir den Gegenstand genauer an, es war ein kleiner Handkompass. Er sah hübsch aus und wirkte noch nicht so alt wie der Rest des Schiffes. Und er funktionierte noch und zeigte wie üblich nach Norden. Vielleicht konnte ich ihn ja noch mal gebrauchen, außerdem war er ein nettes Andenken.

„Wir sollten uns weiter umsehen, vielleicht finden wir ein Logbuch“, schlug Tommy vor.

Sofort machten wir uns an die Arbeit. Tommy untersuchte den Bereich um das Ruder, Terry den Tisch, auf dem auch noch Papiere und Karten lagen, ich einen Schrank mit Büchern.

„Hier ist gar nichts“, hörten wir Tommy sagen, während ich gerade etwas entdeckte.

„Ich habe etwas gefunden.“

„Was denn?“

„Es muss das Logbuch sein, es trägt sogar ein Siegel.“

„Schlag es doch mal auf.“

Ich befolgte Terrys Vorschlag und fand ein handgeschriebenes Manuskript vor mir, das schwer zu lesen war.

„Lies doch bitte mal vor, was da steht“, flüsterte Terry nervös.

„Das ist nicht so einfach, es ist nicht in Englisch, sondern in deutscher Sprache.“

„Du kannst doch Deutsch.“

„Ja, aber ich muss mich konzentrieren, um es zu übersetzen. Die Schrift ist schlecht zu lesen, und Sprache und Schrift sind beide nicht mehr ganz aktuell.“

„Stapellauf der Transsylvania am 01.10.1892 in Konstanza am Schwarzen Meer. Viel Prominenz ist da, auch Vertreter des Deutschen Reiches, die den Bau des Schiffes in Auftrag gegeben haben. Seit gestern bin ich schon an Bord, allerdings gefällt es mir nicht. Zwar machen Schiff und Besatzung einen guten Eindruck, aber ich habe ein ungutes Gefühl.“

„Wir sind jetzt drei Tage unterwegs, und meine Sorgen wachsen immer weiter. Mein zweiter Offizier hat mir erzählt, dass mehrere Menschen beim Bau des Schiffes umgekommen oder verschwunden seien. Niemand konnte eine Erklärung finden, aber das Schiff steht unter keinem guten Stern.“

„Eine Woche ist nun vorbei, und gestern ist auch von uns ein Besatzungsmitglied verschwunden. Karel, einer der Matrosen, sollte im Frachtraum alles für das Aufnehmen der Ladung vorbereiten und ist seitdem nicht wiedergesehen worden. Die Suche war ergebnislos.“

„Karel ist nicht wiederaufgetaucht, obwohl zwei seiner Kollegen steif und fest behaupten, ihn im Nebel gesehen zu haben. Wahrscheinlich haben die Männer nur zu viel Rum gebechert, aber seltsam ist das schon.“

„Heute dachte ich selbst, ein Phantom gesehen zu haben, es könnte Karel gewesen sein. Ich habe aber keinem etwas davon gesagt. Derweil ist auch der Schiffsjunge verschwunden, mir wird das Schiff unheimlich.“

„Wir haben Ladung an Bord genommen und dabei alle Frachträume gründlich durchsucht. Kein Erfolg. Unser neues Ziel ist Syrien, aber ich habe Angst, ob wir heil dort ankommen.“

„Schon wieder sind zwei Männer verschwunden, jetzt macht sich auch Panik unter den Matrosen breit. Ich kann nicht sagen, ob ich mehr Angst vor dem Schiff oder vor einer Meuterei habe. Mein erster Offizier meint aber, wir müssten den Auftrag unbedingt ausführen.“

„Zwei Wochen sind wir jetzt unterwegs, und sechs Männer von der ursprünglichen Besatzung fehlen, einer ist gestern unter merkwürdigen Umständen gestorben. Ich versuche verzweifelt, eine Lösung zu finden, doch bisher habe ich versagt. Einer der Matrosen hat mir erzählt, das Holz, aus dem ein Großteil der Transsylvania besteht, käme selbst aus Transsylvanien und wäre verflucht. Ich habe ihn zwar für verrückt erklärt, doch seine Worte haben meine Angst nur noch weiter gesteigert. Worauf habe ich mich da nur eingelassen?“

„Nun bin ich es langsam leid, heute ist auch mein erster Offizier nicht zum Dienst erschienen. Er wollte in den Frachtraum, weil er meinte, von dort verdächtige Geräusche zu hören. Ich werde jetzt selbst nachschauen und dem ganzen Spuk ein Ende bereiten. Wenn ich nichts finde, fahren wir morgen einen Hafen an und laden alles aus. Ich kann die Verantwortung für meine Crew nicht mehr tragen. Dieses Schiff ist wirklich verflucht.“

„Warum liest du nicht weiter?“, wollte Terry wissen.

„Hier enden die Eintragungen, das restliche Buch ist leer“, wobei ich als Beweis ein wenig weiter blätterte.

„Furchtbar, das Schiff hat sich einen nach dem anderen geholt, oder was denkt ihr?“

„Ja, so wird es gewesen sein.“

„Aber warum sind die Männer nicht geflohen?“

„Wahrscheinlich kamen sie nicht mehr dazu. Nach dem Verschwinden des Kapitäns gibt es keine Eintragungen mehr, der erste Offizier war ja auch schon weg. Also hätte der zweite Offizier das Kommando übernehmen müssen, das wäre sicherlich sofort im Logbuch vermerkt worden. Wahrscheinlich ging es danach recht schnell. Es müssen ja auch schon sehr viele Vampire gewesen sein.“

„Und wenn jemand es geschafft hat, vom Schiff zu fliehen, wird ihm niemand ein Wort geglaubt haben.“

„Das ist wahr. Aber eine Sache fällt auf, es ist immer wieder vom Frachtraum die Rede. Dort scheint so etwas wie das Zentrum zu sein.“

„Und Tanner und Robson sind gerade auf dem Weg dorthin, ohne dass sie davon wissen.“

„Wahrscheinlich war es gar nicht klug, uns zu trennen, denn das scheint die Strategie dieses Schiffes zu sein. Wir müssen die Beiden unbedingt warnen und dann besser zusammenbleiben.“

Doch es war schon zu spät, denn in diesem Augenblick sprang ein riesiger Schatten durch die zum Heck zeigende Fensterscheibe auf die Brücke.

Wir erkannten im Halbdunkel als erstes die rot unterlaufenen Augen, dann die im Licht der Taschenlampen blitzenden Zähne. Ein Vampir. Ein zweiter Blutsauger hatte sich derweil angeschlichen und stürmte gleichzeitig durch die Tür auf die Brücke.

Leider war unseren Gegnern der Überraschungsangriff gut gelungen, wir waren in der Defensive. Ich bekam noch mit, wie Tommy getroffen von mehreren Glassplittern zurücktaumelte, während sich der Vampir von der Tür mich als Ziel ausgesucht hatte.

Bewaffnet war der Blutsauger nicht, aber seine übermenschliche Kraft und seine Vampirhauer machten das wieder wett. Und seine Schnelligkeit, denn ich schaffte es nicht mehr, die Armbrust auf ihn zu richten und abzudrücken. Mit aller Wucht warf er

sich gegen mich, so dass ich durch den Aufprall meine Waffe nicht mehr festhalten konnte.

Bis gegen die hintere Wand stolperten wir, wobei der Vampir sofort nachsetzte. Sein Ziel war mein Hals, und seine Zähne waren schon auf dem Weg dorthin. Gleichzeitig drückte er mich gegen die Wand, doch noch hatte ich meine Arme frei, die ich nun hochriss.

Ich traf ihn hart und warf ihn ein Stück zurück, doch ein Vampir kennt keine Schmerzen, daher griff er wieder an. Diesmal konnte ich mein Knie hochreißen, jeden männlichen Angreifer hätte ich so kampfunfähig machen können, doch auf den Vampir machte das keinen Eindruck. Schon drückte er mich wieder fest, diesmal hielt er auch meine Arme fest.

Ich versuchte mich zu wehren, doch ich kam gegen diese Kraft nicht an. Wäre doch mein Ring einsatzbereit, wünschte ich mir, doch meine vormals stärkste Waffe zeigte sich unverändert uninteressiert, mich zu beschützen.

Schon wieder kamen mir die Vampirhauer gefährlich nahe, aber ich gab nicht auf. Blitzschnell warf ich meinen Kopf nach vorne, und überraschte den Blutsauger damit. Irritiert stolperte er einen Schritt rückwärts, während ich die pochenden Schmerzen in meinem Schädel spürte. Doch ich hatte mir einen Augenblick Luft verschafft, den musste ich nutzen.

Die Armbrust konnte ich nicht erreichen, aber ich hatte noch eine Flasche mit Weihwasser, die riss ich nun aus meiner Jackentasche. Es war auch höchste Zeit, denn schon griff mich der Schwarzblütler wieder an. Doch dabei lief er genau in die kleine Flasche hinein, die dabei zerplatzte, wobei sich ihr Inhalt über meinen Feind verteilte.

„Aaaargh“, hörte ich ihn noch schreien, wobei sich Überraschung und Schmerz in seinem letzten Ausruf gepaart hatten. Sekundenbruchteile später zerfiel mein Angreifer vor meinen Füßen zu Staub.

Dabei sah und hörte ich alles wie durch einen Schleier, denn der Zusammenprall unserer Köpfe hat mich fast ausgeknockt. Eigentlich wollte ich meinen Freunden helfen, doch ich konnte es nicht. Und so erfuhr ich erst später, was mit ihnen passiert war.

Der Scherbenregen hatte Tommy Peters voll erwischt, doch zum Glück war das Gesicht verschont geblieben. Trotzdem hätte der junge Mann vor Schmerzen aufschreien können, doch dafür war keine Zeit. Er musste weiter um sein Leben kämpfen.

Der Blutsauger war inzwischen gelandet und orientierte sich kurz. Terry stand noch mehr als drei Meter von ihm entfernt, also griff er als erstes den vermeintlich stärksten Gegner, nämlich Tommy an.

Trotz seiner Schmerzen hatte er die kleine Flasche mit Weihwasser herausholen können, doch da war der Vampir schon heran. Ein Schlag mit der Handfläche, und Tommy konnte seine einzige Waffe nicht mehr halten. Doch schon kam der nächste

Schlag, der den Studenten neben dem Tisch zu Boden warf.

Der Vampir jubelte auf, nun wollte er es zu Ende bringen, doch er hatte nicht genug auf Terry geachtet. Meine blonde Freundin wollte dem Blutsauger ihren Pfahl in den Rücken stoßen, aber der hatte den Angriff in letzter Sekunde gerochen, vielleicht hatte ihn auch ein Geräusch gewarnt. Jedenfalls fuhr er herum und konnte den Stoß abwehren. Sofort konterte der Untote und erwischte Terry damit hart im Gesicht.

„Jetzt gehört ihr mir“, schrie er noch, als er sich endgültig auf Terry stürzen wollte, doch Tommy hatte die Gefahr für seine Freundin erkannt und reagierte blitzschnell. Neben dem Tisch stand auch ein Holzstuhl mit spitzem Bein, das war ebenfalls eine gute Waffe.

Aufstehen und den Stuhl hochreißen schien nur eine Bewegung für Tommy zu sein, im nächsten Augenblick rammte er ein Stuhlbein in den vor ihm stehenden Blutsauger.

Durch die Wucht des Aufpralls stürzte der Untote zu Boden, Tommy hinter ihm her. Dabei blieb das Stuhlbein in seinem Ziel hängen und erfüllte seine weißmagische Aufgabe, der Blutsauger löste sich auf.

Schwer atmend richtete sich der junge Mann auf, während seine Freundin noch immer am Boden lag und sich eine Wunde am Kopf hielt. Sie hatten es beide überlebt und sich gegenseitig das Leben gerettet. Doch es war knapp gewesen, die Blutsauger auf diesem Schiff waren ungemein gefährlich.

„Wie geht es dir?“, fragte Tommy keuchend.

„Ich bin ok, und du?“

„Meine Arme tun weh, überall stecken Scherben drin. Ich glaube, ich blute an zahlreichen Stellen“, antwortete Tommy, der das auch ohne Taschenlampe wusste.

„Und was ist mit Clarissa?“

Tommy schreckte auf, er wusste auch nicht, was mit ihrer Freundin war. Verzweifelt schaute er sich um, doch sehen konnte er nichts. Erst als Terry mit der Taschenlampe leuchtete, konnten sie erkennen, was sich noch im Raum befand.

Nämlich nichts. Clarissa Hyde war spurlos verschwunden.

Ich musste für eine kurze Phase geistig weggetreten sein, nur die Kampfgeräusche im Hintergrund nahm mein Unterbewusstsein noch wahr. Doch plötzlich war es still. Totenstill.

Die Stille brachte mich langsam wieder ins Leben zurück, ebenso wie die Sorge um das Leben meiner Freunde. Was war mit Terry und Tommy? Hatten sie den Vampir besiegt oder saugte er ihnen gerade das Blut aus?

Noch immer war kein Geräusch zu hören, und endlich konnte ich wieder die Augen öffnen. Ich sah etwas Weißes. Doch ich konnte nicht erkennen, was es war. Noch immer lag ein Schleier um meine Augen.

„Geht es dir wieder besser, Clarissa Hyde?“, hörte ich plötzlich eine Stimme sagen.

Noch immer war ich nicht wieder auf der Höhe, stammelte etwas ohne Sinn, bis ich endlich die Augen ganz geöffnet bekam.

Alles war weiß um mich herum. Das Schiff war verschwunden, oder war ich nur nicht mehr dort? Für einen kurzen Augenblick dachte ich, in einem Krankenhaus zu liegen, doch dann fiel mir etwas auf. Ich hatte die Stimme erkannt, und nun ergab alles einen Sinn.

„Chronos?“

„Ja, ich bin es.“

„Bin ich nicht mehr auf dem Schiff?“

„Nein, du bist in meinem weißen Würfel.“

„Eine Zeitreise? Bin ich schon unterwegs?“

„Nein, die Reise hat noch nicht begonnen. Ich wollte erst mit dir sprechen.“

„Das ist gut, ich muss nämlich sofort zurück“, wies ich den Hüter der Zeit an, wobei ich mich schwerfällig erhob.

„Das geht nicht.“

„Warum nicht?“

„Du hast eine Aufgabe zu erfüllen.“

„Ich kann jetzt nicht hier weg. Meine Freunde sind in großer Gefahr, vielleicht werden sie getötet oder zu Vampiren gemacht.“

„Ich kann deine Sorge verstehen, doch im Moment droht ihnen keine unmittelbare Gefahr. Deine Aufgabe ist wichtiger, du musst in der Zeit reisen und sie erfüllen.“

„Ich werde meine Freunde nicht im Stich lassen, Chronos, das kannst du nicht verlangen. Kann ich nicht erst mit ihnen die Vampire erledigen, danach versuche ich mich an deinem Auftrag? Meine Freunde könnten mich ja sogar begleiten, dann steigen unsere Chancen.“

„Du wirst auch mal Aufträge mit ihnen zusammen erledigen können, aber nicht diesen. Und er duldet keinen Aufschub.“

„Was kann nur so wichtig sein, dass es keinen Aufschub duldet?“

„Es geht um dich Clarissa, deine Vergangenheit und deine Zukunft. Und um deinen Ring.“

„Der ist inzwischen wertlos, doch wahrscheinlich weißt du das längst.“

„Ich wusste ja, dass das Gespräch mit dir in einer Diskussion enden würde, aber darf ich dir etwas Persönliches sagen?“

„Klar, warum nicht. Du kennst mich wahrscheinlich besser als ich selbst. Zumindest hast du noch Kenntnisse über meine Zukunft, oder?“

„Ja, das stimmt. Aber mir geht es um die Clarissa Hyde, die ich schon eine Weile kenne. Sie hätte sich nicht aufgegeben und um jede Chance gekämpft, ihre frühere Macht und die volle Kraft ihres Ringes zurückzuerlangen.“

Jetzt horchte ich das erste Mal in unserem Gespräch richtig auf. Ein wenig kannte

ich dieses undurchsichtige, nicht wirklich menschliche Wesen Chronos schon. Er sprach immer in Rätseln, nie sagte er etwas konkret, denn es war meine Aufgabe, diese Informationen selbst zu sammeln.

Aber er hatte etwas angedeutet, es ging um den Ring. Was ich auch immer auf meiner Reise lernen oder anstellen würde, es hatte mit dem Ring zu tun. Dabei dachte ich zurück an die Geschichte, als ich die Formel des Ringes gelernt hatte.

Es war auf der Reise in eine fremde Dimension gewesen, in das Reich des Rufus, wo er Schiffbrüchige quälte. Ich hatte die Welt vernichtet, nachdem mir der Kapitän eines Schiffes die Formel genannt hatte.³

Das Witzige daran war, dass ich die Formel selbst dem Kapitän genannt hatte, nämlich mehr als 200 Jahre früher, als ich die Welt schon einmal besucht hatte. Es war mein zweiter Auftrag für Chronos gewesen, und ich hatte dabei auch eine Verwandte von mir kennen gelernt, nämlich Selena Hyde.⁴

Die ganze Geschichte war ziemlich unglaublich, aber ich hatte es Chronos und seinen Zeitreisen überhaupt erst zu verdanken, dass ich heute die Formel kannte, wie mein Ring zu aktivieren war. Inzwischen war sie wertlos geworden, doch das wollte ich nicht mehr hinnehmen.

Chronos hatte Recht, ich war eine Kämpferin, und die echte Clarissa Hyde würde nicht aufgeben. Sie würde für ihren Ring kämpfen und notfalls durch die Hölle gehen, wenn das helfen könnte.

„In Ordnung, Chronos, du hast mich überzeugt. Doch du wusstest das wieder vor mir, stimmt's?“

„Ich bin der Wächter der Zeit, was könnte mir verbogen bleiben?“

„Doch was ist mit meinen Freunden, sie sind in großer Gefahr.“

„Wenn du deinen Auftrag erfüllen kannst, wird dort für dich die Zeit schneller vergehen, als hier in deiner Gegenwart. Ich werde dir nicht sagen, ob du ihnen hier oder in der Vergangenheit besser helfen kannst. Du wirst deine Entscheidung ohne diese Informationen treffen müssen.“

„Ich habe meine Entscheidung schon getroffen, das weißt du. Kannst du mir noch etwas sagen, wo reise ich hin?“

„Auch das wirst du selbst herausfinden müssen, Clarissa. Es wird eine etwas längere Reise werden als früher. Du wirst großes Leid antreffen, aber auch überglückliche Menschen werden deinen Weg kreuzen.“

„Wenn ich so viel länger als sonst unterwegs bin, wie kann ich sicher sein, alles richtig zu machen?“

„Du wirst den richtigen Weg gehen, Clarissa, da bin ich mir sicher. Die Zeit wird es uns beiden beweisen. Mehr kann ich dir leider nicht mehr sagen, der Flug durch die Zeiten muss nun beginnen. Bist du bereit?“

„Chronos Air ist bereit zum Abheben, es kann losgehen“, antwortete ich keck.

„Ha, ha, ich wünsche dir alles Gute auf deinem Weg.“

Und schon begann die Reise durch die Zeiten, und wieder einmal wusste ich nicht, wo sie enden würde.

„Wo ist Clarissa?“, rief Tommy erstaunt, denn die gemeinsame Freundin war nicht mehr da.

„Ich habe sie kämpfen hören, dort hinten in der Ecke.“

„Aber wo ist sie? Sie kann nicht einfach aus diesem Raum verschwinden.“

„Durch das Fenster?“

„Das hat zwar einige Löcher, aber dort hinten nicht. Und offen steht es auch nicht.“

„Mir ist dieses Schiff nicht geheuer, und es sind nicht nur die Vampire. Hier gibt es mehr. Etwas Unheimliches ist ebenfalls an Bord.“

„Ja, so ist es sicherlich. Ich mache mir aber wirklich Sorgen um Clarissa.“

„Sie kann doch auf sich selbst aufpassen, das wissen wir doch.“

„Aber sieh doch dort, da liegen die Armbrust, ihre Bolzen und ihre Weihwasserflasche ist auch kaputt. Sie ist waffenlos, sie hat nur noch ihren deaktivierten Ring.“

„Das ist nicht gut, wo immer sie auch ist. Doch wie können wir ihr helfen?“

„Wir wissen ja nicht einmal, wohin sie verschwunden ist. Sie könnte noch auf diesem Schiff gefangen sein, oder sie ist sonst wo. Wir können nur eines machen, den Professor und Chefinspektor Tanner suchen und uns mit ihnen besprechen. Solange Clarissa nicht da ist, werden wir die Vampire außerdem alleine bekämpfen müssen.“

„Okay, machen wir uns auf den Weg. Aber die Waffen sollten wir mitnehmen.“

„Klar. Nimm du die Armbrust, damit kannst du dir die Blutsauger besser vom Hals halten. Gib mir stattdessen deinen Pflock. Ich fürchte, uns wird viel Arbeit bevorstehen.“

„Tommy, ich habe Angst.“

„Ich auch Terry, ich auch. Und gerade jetzt ist Clarissa verschwunden.“

Ich konnte nicht mehr sagen, wie lange der Trip durch die Zeiten gedauert hatte, jedenfalls war ich plötzlich da. Der weiße Würfel löste sich auf, und zurück blieb eine wunderschöne, grüne Landschaft.

Es war angenehm warm, ungefähr 25 Grad schätzte ich, dazu blies ein leichter Wind. Die zahlreichen Bäume trugen noch nicht ihre volle Pracht, daher lag die Vermutung nahe, dass wir Spätfrühling hatten.

Die Blumen und Bäume, die sich in meiner Nähe befanden, kannte ich, daher befand ich mich wahrscheinlich noch in Europa, vielleicht sogar auf der britischen Insel. Ungewöhnlich war nur, wie dicht und artenreich die Vegetation hier blühte, so etwas gab es in der Gegenwart fast nur noch in botanischen Gärten oder im tropischen

Regenwald.

Geräusche von zahlreichen Insekten waren zu hören, und sogar ein Eichhörnchen sprang von Ast zu Ast, wahrscheinlich hatte mein Auftauchen es aufgeschreckt. Wo war ich? Oder wann war ich?

Es waren bestimmt mehr als hundert Jahre gewesen, die ich zurückgelegt hatte, doch wie viele waren es genau gewesen? Es konnte sogar Tausende von Jahren gewesen sein, die Vegetation konnte dazu passen. Doch all das Rätseln brachte mich nicht weiter, ich hatte eine mir leider immer noch unbekannte Aufgabe zu erfüllen. Aber in welche Richtung sollte ich gehen?

In dem dichten Wald war kein Ziel zu erkennen, auch der Himmel offenbarte mir nicht den richtigen Weg. Aber ich hatte noch ein Hilfsmittel, ich konnte zumindest eine Himmelsrichtung festlegen.

Der Kompass, den ich mitgenommen hatte, zeigte noch immer nach Norden, ohne weitere Hinweise wollte ich erst mal nach Norden laufen, das sagte mir mein Gefühl. Doch ich kam nicht weit, denn in dieser Sekunde hörte ich den Schrei.

Es war der Schrei einer Frau in Not gewesen, und er war aus südlicher Richtung aufgeklungen. Zwar wusste ich nicht, was mich erwarten würde, doch ich wollte helfen, so rannte ich los.

Leider blieb es ruhig, so fiel es mir schon nach wenigen Metern schwer, mich zu orientieren. Die Bäume standen so dicht, es war kaum etwas zu sehen. Wo musste ich lang? Jede Sekunde zögern oder in die falsche Richtung laufen, konnte ein böses Ende mit sich bringen. So verließ ich mich auf mein Gefühl, lief weiter ungefähr nach Süden.

Da, wieder ein Schrei. Ich war noch immer richtig unterwegs, und ich war nicht mehr weit weg. Noch einmal mobilisierte ich alle Kräfte und stand plötzlich auf einer kleinen Lichtung von ungefähr 40 Metern Umfang. Die Sonne schien hier stärker hinein und blendete mich, doch ich erkannte trotzdem, was hier vor sich ging.

Auf einem abgestorbenen Baumstamm, der wohl vor kurzem in einem Sturm umgekippt war, stand eine junge, schwarzhaarige Frau zwischen den sperrigen Ästen und versuchte sich verzweifelt gegen ihren Angreifer zu verteidigen.

Einen Augenblick dachte ich, es mit einem großen Hund zu tun zu haben, doch das war ein Irrtum. Das knurrende und auch bellende Etwas war ein ziemlich hungrig aussehender Wolf.

Die junge Frau, eher noch ein Mädchen, befand sich in akuter Lebensgefahr. Zwar schützten sie die sperrigen Äste des Baumes noch ein wenig, doch lange würden sie den Wolf nicht mehr abhalten können.

Ich musste ihr helfen, doch wie? Ich hatte keine Waffe, leider auch nicht meine Armbrust, die mich nicht auf meine Reise begleitet hatte und auf dem Schiff verblieben war. Wenn ich aber nicht schnell eingriff, war es zu spät, das Mädchen blutete schon aus

mehreren Wunden.

Verzweifelt schaute ich mich um, dann hatte ich eine Idee. Ein dicker Ast, ungefähr so lang und dick wie ein Männerarm, das war eine Chance. Ich griff zu, lief noch ein paar Meter näher heran und begann Krach zu machen.

Wilde Tiere lassen sich manchmal von Lärm vertreiben, darauf wollte ich setzen. Trotz meiner Waffe würde es in einem Zweikampf nicht gut aussehen, deshalb wollte ich diese Alternative vermeiden.

Noch war ich ungefähr fünf Meter entfernt, als der Wolf innehielt. Er schaute in meine Richtung, wobei ich die gelb unterlaufenen Augen erkennen konnte, die mich an einen Werwolf erinnerten. Doch das hier war kein Werwolf, aber das machte ihn nicht weniger gefährlich.

Kurz schien er zu überlegen, wen er angreifen sollte, doch dann schien er mich als größere Gefahr zu identifizieren. Meine Waffe machte ihn allerdings vorsichtig, so schlich er langsam näher heran, immer bereit, mich urplötzlich anzuspringen.

„Hau ab, verschwinde!“, schrie ich ihn an, doch er reagierte kaum, zuckte nur ganz leicht zusammen.

Auch der Wolf war verletzt, wahrscheinlich hatte er sich in dem Gestrüpp aus Ästen die Wunden geholt. Und ein verwundetes Tier ist noch gefährlicher als ein normales Tier, schoss es mir durch den Kopf.

Ich fintierte, drohte ihn anzugreifen. Doch er zuckte nur kurz zurück, so leicht konnte ich ihn nicht vertreiben. Ich musste kämpfen, eine andere Wahl hatte ich nicht. Doch wann würde er losschlagen? Noch beobachteten wir uns, belauerten uns und gingen in einem Kreis umeinander herum. Jeden Augenblick musste etwas passieren. Und es ging los.

Mit einem Satz sprang der Wolf mich plötzlich an, mir blieben nur Sekundenbruchteile. Wie bei einem Reflex riss ich den Arm hoch und hielt meinem Angreifer den Ast in reiner Notwehr entgegen.

Als nächstes hörte ich ein furchtbares Geräusch, als meine Waffe zumindest teilweise in den Körper des Wolfes eindrang. Zwar war sie nicht wirklich spitz, doch die Wucht des Aufpralls trieb sie voran. In der Luft versuchte der Wolf sich noch von dem Ast wegzudrehen, doch es gelang ihm nicht mehr.

Vier, vielleicht auch fünf Zentimeter weit drang der Ast in den Wolf hinein, bis er an der rechten Schulter wieder austrat. Die Konsequenz war ein fürchterliches Aufheulen des verwundeten Tieres, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Dieser Wolf würde so schnell keinen Menschen mehr anfallen, das wurde mir schlagartig klar. Daher ließ ich den Ast fallen, der noch für einige Sekundenbruchteile im Körper des Wolfes stecken blieb, sich dann aber doch wenigstens wieder löste.

Der Wolf jammerte vor Schmerzen, und er tat mir unsagbar leid. Ich war es gewöhnt, Dämonen zu töten, doch bei diesem Tier empfand ich nur Mitleid, es war kein

Triumph für mich. Gerne hätte ich dem Wolf geholfen, doch das war nicht möglich. Schwer verwundend wandte er sich ab, humpelte dabei und ließ eine dicke Blutspur zurück.

Wahrscheinlich würde er es nicht überleben, denn die Wunde war schrecklich, sie würde ihn bei der Jagd ganz erheblich behindern. Und ohne Beute war er zum Tode verurteilt. Es waren die letzten Gedanken, die ich an ihn aufbringen wollte, denn in dieser Sekunde verschwand er im Dickicht der Bäume. Ich hatte Wichtigeres zu tun, denn ich musste dem verletzten Mädchen helfen.

Sie hatte ihre Position nicht verlassen und blieb auch noch dort stehen, als ich näherkam. Noch immer war sie kampfbereit, wahrscheinlich konnte sie mich nicht einschätzen, weil sie mich nicht kannte. Ich musste ihr die Angst nehmen, daher blieb ich zwei Meter vor dem umgestürzten Baum stehen und schaute sie mir erst einmal genauer an.

Sie schien 17 oder 18 Jahre alt zu sein, war ungefähr 1,70 Meter groß und hatte schwarze, sogar pechschwarze Haare. Sie waren lange nicht mehr geschnitten worden und fielen ihr weit bis auf den Rücken herunter. Gras und Erde steckten in den Haaren fest, wahrscheinlich war sie bei ihrem Kampf mit dem Wolf auf den Boden gefallen.

An den Füßen trug sie Latschen, keine richtigen Schuhe und auch keine Strümpfe. Der Rock ging bis zu den Knöcheln und war ebenfalls völlig verdreckt. Die Bluse war sehr weit geschnitten und war ebenso wie der Rock in einem ziemlich langweiligen grauweißen Farbton gehalten.

An einigen Stellen zeigte die Kleidung Risse, deren Ränder durch Blut ein wenig rot eingefärbt waren. Auch das Gesicht zeigte kleine Wunden, die neben den vielen Sommersprossen allerdings gar nicht so stark auffielen. Sie machte einen netten Eindruck auf mich, nun wollte ich einen Kontakt herstellen.

„Hallo“, sprach ich sie an.

Sie erschrak kurz, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich verstehen konnte. Zum Glück war das auf Zeitreisen mit Chronos Air immer so, ich konnte alle Leute, auf die ich traf, gut verstehen. Unser Verständigungsproblem lag wahrscheinlich nur an der Angst des Mädchens, die wollte ich ihr nehmen.

„Möchtest du nicht dort herauskommen, dann kann ich dir helfen und deine Wunden behandeln?“

Diesmal zuckte sie nicht zusammen, sondern hörte mir genau zu. Ich sah ihr an, dass sie mich verstanden hatte, aber sie traute sich noch nicht ganz.

„Wer ..., wer bist du?“

„Mein Name ist Clarissa. Und wie heißt du?“

„Ich heiße Alyssa.“

„Ein schöner Name, sie klingen beide sehr ähnlich. Hast du denn immer noch Angst?“

Kurz überlegte sie, dann entschied sie sich dagegen.

„Nein, ich komme hier heraus“, hauchte sie zurück, während sie begann, sich aus dem Gestrüpp zu befreien.

Ganz ohne Verluste ging es nicht, zumindest eine Wunde an ihrem linken Fuß zog sie sich noch zu. Doch das hielt sie nicht mehr ab, und wenig später stand sie neben mir. Sie keuchte und hielt sich ihr Knie, das immer noch blutete.

„Setz dich doch bitte dort hin, Alyssa, ich helfe dir mit dem Knie.“

Sie gehorchte mir und ich konnte die Wunde freilegen. Leider hatte ich kein Verbandsmaterial bei mir, aber zwei Taschentücher festgemacht mit einem Gummiband mussten als Notlösung reichen.

„Nicht schön, aber für den Weg nach Hause wird es reichen“, sagte ich, als ich Alyssas Rock wieder fallen ließ.

„Danke, Clarissa, danke für alles.“

„Nicht zu danken, das habe ich gern gemacht.“

„Wo kommst du her, Clarissa, ich habe dich hier noch nie gesehen? Du siehst auch so anders aus.“

„Was meinst du damit?“

„Deine Kleidung. Bei uns tragen nur Männer Hosen, für Frauen sind sie verboten.“

„Bei uns sind da alle etwas offener, da dürfen auch Frauen Hosen tragen.“

„Und dieser seltsame Stoff, woher hast du den?“

„Eure Kleidung ist nicht so bunt, oder?“

„Nein, das können sich nur die Reichen leisten, aber selbst dann sieht sie nicht so edel aus, wie deine Kleidung. Bist du reich?“

„Nein, das kann man nicht wirklich behaupten“, lachte ich.

„Aber wo kommst du nun her?“

„Das ist nicht so einfach zu beantworten. Darf ich dich erst etwas fragen. Wo sind wir hier, ich kenne diesen Ort nicht?“

„Wir sind auf der Insel.“

„Eine Insel? Britannien?“

„Nein, sie gehört zu Britannien, zu Schottland.“

„Gibt es hier eine Stadt oder ein Dorf?“

„Ein Kloster liegt in der Nähe, es heißt Lindisfarne.“

„Lindisfarne hast du gesagt? Das habe ich doch schon mal gehört, Hmmm. Na ja, vielleicht fällt es mir ja später wieder ein.“

„Soll ich dich hinbringen? Meine Mutter würde sich bestimmt gerne bei dir bedanken und dich zu einem Essen einladen. Wir haben zwar nicht viel, aber wir werden es gerne mit dir teilen.“

„Ich habe hier eine Aufgabe zu erfüllen, ich habe leider nicht viel Zeit.“

„Was für eine Aufgabe?“

„Das ist das Problem, die kenne ich noch nicht.“

„Seltsam, du sprichst in Rätseln. Aber wenn du ohnehin nicht weißt, was du machen musst, kannst du auch mit mir kommen. Ich bitte dich darum, das kannst du mir nicht abschlagen.“

„In Ordnung, ich komme mit. Danke für die Einladung.“

„Das ist selbstverständlich, du hast mir das Leben gerettet.“

„Kannst du denn laufen?“

„Ja, es wird gehen, danke.“

Alyssa hatte Schmerzen, das konnte ich ihr ansehen, aber sie wollte es nicht zugeben. Ihr Stolz ließ es nicht zu, und so gingen wir nebeneinander her, wobei ich ihr nicht helfen durfte.

„Gibt es hier eigentlich viele wilde Tiere?“, wollte ich wissen, denn wir konnten natürlich nochmals von Wölfen angegriffen werden.

„In der Nähe des Klosters nicht mehr viele, aber hier im Wald kann man auf Wölfe, Füchse, wilde Hunde und auch Bären treffen.“

„Sogar Bären? Was machst du denn dann hier ganz alleine im Wald, das ist dann doch verdammt gefährlich?“

„Meine Mutter ist krank, ich habe Kräuter für sie gesammelt.“

„Was hat deine Mutter denn für eine Krankheit?“

„Das weiß niemand, wahrscheinlich nur sie selbst.“

„Kennst du dich denn mit den Kräutern aus?“

„Ein wenig, meine Mutter hat es mir beigebracht. Sie selbst weiß alles über Heilkräuter.“

„Ist sie eine Heilerin?“

„Nein, eine Hexe.“

In der Gegenwart waren Professor Robson und Chefinspektor Tanner derweil dabei, das Schiff von innen her zu durchsuchen, auch wenn der Gestank hier unten sie fast davon abbrachte. Es war ein ganz erbärmlicher Geruch, wobei sich viele verschiedene Duftnoten überlagerten und den beiden Männern fast die Luft raubten.

Weit waren sie noch nicht vorgedrungen, als der Chefinspektor eine Frage stellen musste.

„Sagen Sie mal, Professor, haben Sie so etwas schon mal erlebt?“

„Was meinen Sie? Vampire, das Schiff oder den Gestank?“

„Alles.“

„Nun, mit Vampiren hatten wir schon zu tun, in unterschiedlicher Form. So ein Schiff habe ich noch nicht gesehen, das ist neu für uns. Und dieser bestialische Gestank, dazu möchte ich lieber nichts mehr sagen.“

„Was können Sie mir noch über Vampire beibringen?“

„Nun, Vampire sind dämonische Wesen, die sich im Körper eines Menschen einnisten. Ein Teil des ursprünglichen Wesens wie sein Wissen und sein Aussehen bleiben dabei erhalten, doch der Dämon kontrolliert den menschlichen Körper völlig, der eigentliche Mensch ist schon kurz nach dem Biss gestorben.“

„Wie wird man zum Vampir?“

„Ein Biss schon reicht zur Verwandlung. Stirbt der Mensch dann aufgrund des Blutverlustes, wacht er später als Vampir wieder auf.“

„Und wie tötet man die Blutsauger?“

„Wie werden es mit den Pflöcken und dem Weihwasser versuchen, sie sind effektive Waffen. Auch Sonnenlicht und fließendes Wasser töten sie.“

„Dann müssten wir sie nur über Bord werfen, am besten tagsüber?“

„Das wäre schön, aber leider ist es nicht so einfach. Vampire haben übermenschliche Kräfte, außerdem verfügen einige von ihnen auch über mentale oder hypnotisierende Fähigkeiten.“

„Und welche Rolle kann das Schiff dabei spielen?“

„Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, das müssen wir herausfinden.“

Bisher waren die beiden Männer nur an der leeren Kombüse oder manchmal auch abgeschlossenen Türen vorbeigekommen, jetzt trafen sie erstmals auf Kajüten der Matrosen.

Immer vier von ihnen hatten einen Raum bewohnt, jeweils zwei Betten standen übereinander. Manchmal waren die Betten gemacht, aber gelegentlich herrschte auch wildeste Unordnung. Eine Erklärung, was hier passiert war, lieferten die Kajüten aber zunächst nicht.

„Sehen Sie hier, Professor! Hier steht noch eine Tasse mit Kaffee, halb ausgetrunken.“

„Und daneben liegt ein Buch, lassen Sie uns da doch mal reinschauen.“

Der Chefinspektor ergriff das kleine gebundene Werk, in dem handschriftliche Notizen standen, jeweils mit Daten davor.

„Ein Tagebuch. Jetzt kommen wir den Ereignissen hier auf die Spur, endlich“, freute sich der Chefinspektor.

Er hätte sich sicherlich weit weniger gefreut, wenn er die drei Augenpaare entdeckt hätte, die in der Dunkelheit bereits auf die beiden Männer lauerten.

In mir kam ein merkwürdiger Verdacht hoch, schließlich traf ich nicht das erste Mal auf meine Ahnen bei meinen Reisen in die Vergangenheit.

Hatte Chronos uns wieder zielgerichtet zusammengeführt? Zwar hatte ich keinen Beweis für meine These, aber doch viele Indizien. Alyssa sah mir einigermaßen ähnlich, sie war kleiner und noch etwas jünger, aber sonst zeigten sich auch bei ihr die üblichen Kennzeichen der Hyde-Frauen. Und ihre Mutter war eine Hexe.

„Deine Mutter ist wirklich eine Hexe?“

„Ja, aber keine böse. Sie reitet nicht auf einem Besen durch die Gegend, sondern hilft den Menschen.“

„Wie heißt sie denn?“

„Tanita. Tanita Hyde.“

Da hatte ich meinen Beweis. Und nun wusste ich auch die Anspielungen, die Chronos gemacht hatte, besser zu deuten. Für mich war das natürlich eine einmalige Chance, mehr über meine Vergangenheit und meine Ahnen heraus zu bekommen, doch Alyssa war da sicherlich die falsche Adresse. Ich musste ihre Mutter treffen, deshalb hatte mich inzwischen auch eine seltsame Spannung erfasst, die auch Alyssa nicht verborgen geblieben war.

„Was hast du, Clarissa? Kennst du meine Mutter etwa?“

„Nein, noch nicht. Ich möchte sie aber gerne kennen lernen.“

„Kein Problem, wir sind bald da. Wir verlassen jetzt den Wald und du kannst auf das Kloster hinabsehen.“

Tatsächlich, der Wald verschwand um uns herum und machte einer hohen Klippe Platz, von der aus wir in das Tal sehen konnten. Zu unseren Füßen lag das Kloster, eingebettet in die grüne und fast unverändert natürliche Landschaft.

Das Kloster war groß, deutlich größer als ich es von Klöstern aus unserer Zeit kannte. Das war auch nötig, denn sowohl innerhalb der hohen Mauern, aber auch außerhalb waren Zelte aufgebaut, in denen Menschen lebten.

„Wo kommen die Zelte her, die Mönche leben doch nicht in ihnen, oder?“

„Nein, das sind die Menschen aus dem Dorf. Früher haben sie alle in unserem Dorf auf der anderen Seite der Insel gelebt. Doch dort waren sie nicht sicher, und als die letzte Ernte fast komplett ausgefallen ist, sind alle zum Kloster gezogen. Wir helfen den Mönchen bei der Arbeit auf den Feldern und bei der Viehzucht, dafür bekommen wir Schutz und Nahrung.“

Nun verstand ich besser, die Menschen aus dem Dorf und die Mönche arbeiteten zusammen, was ich durchaus sinnvoll fand. Einige Felder erkannte ich noch hinter dem Kloster, ebenfalls eine Koppel, auf der Kühe und Schafe grasten. Auch Fischfang wurde betrieben, ich konnte zwei Fischerboote auf dem blauen Wasser erkennen.

Alles erinnerte mich an eine Idylle, doch mein Gefühl sagte mir, dass es nicht so bleiben würde.

„Schön, nicht wahr?“, fragte mich Alyssa plötzlich, und ich konnte nur nicken.

„Sollen wir jetzt nach unten gehen, es gibt einen Pfad, der hinunterführt?“

„Klar, ich folge dir.“

Der Weg nach unten war an einigen Stellen recht beschwerlich, weil er eng war, Äste in ihn hineinwuchsen und wir bei einem falschen Schritt leicht bis zu 50 Meter in die Tiefe fallen konnten. Doch wir überstanden auch dies und standen eine knappe

Stunde später vor den weit geöffneten Toren des Klosters.

„Sei willkommen, Clarissa, das Kloster Lindisfarne nimmt dich gerne auf.“

Ich bedankte mich, schaute mich derweil aber schon um, denn ich war neugierig auf das Leben der Menschen hier. Als erstes fiel mir auf, dass hier eine bittere Armut herrschte. Die meisten Zelte waren löchrig und würden einem Sturm nicht standhalten, bei der Kleidung der Leute sah es ähnlich aus. Aber sie nahmen ihr Schicksal nicht nur hin, sie lebten gut damit. Ich sah nur in freundliche Gesichter und kam mir deshalb auch wirklich willkommen vor.

„Weißt du wie viele Menschen hier leben?“, wollte ich von Alyssa wissen.

„Nein, genau kann ich es dir nicht sagen, vielleicht 400 bis 500, wenn du alle Kinder mitzählst. Wir sind jedenfalls froh, hier sein zu können, denn unser Dorf ist früher schon öfter von Banditen oder Piraten überfallen worden. Hier fühlen wir uns sicherer.“

„Das kann ich mir vorstellen, die Mauern des Klosters sind hoch und stark.“

„Ja, so ist es. Jetzt würde ich dich gerne meiner Mutter vorstellen.“

„Klar, ich komme mit.“

Wir gingen weiter in das Kloster hinein, bis wir einen schmalen Durchgang erreichten, der überdacht war und deshalb einen guten Schatten bot. Mehrere ältere Menschen hatten hier Zuflucht gefunden, wobei ein Mönch gerade mit einer Wasserflasche die Runde machte.

Alyssa ging hinter dem Mönch her, der gerade einer Frau Wasser gegeben hatte, die auf einem Bett aus Stroh lag und einen sehr kranken Eindruck machte. Sie war gar nicht so alt wie die meisten anderen hier, wahrscheinlich noch keine 50 Jahre. Was das Alyssas Mutter?

„Hallo Mutter, ich möchte dir jemanden vorstellen.“

„Alyssa, mein Kind, das ist nett. Komm doch bitte näher, Clarissa Hyde.“

Ich wäre fast hinten rüber gefallen, als die mir bisher unbekannte Frau meinen Namen nannte. Trotzdem kam ich ihrem Wunsch nach und trat näher an sie heran. So konnte ich sie mir auch besser anschauen.

Tanita war wahrscheinlich Mitte 40, doch die unbekannte Krankheit hatte sie schwer gezeichnet. Die Haare waren grau geworden und schon größtenteils ausgefallen, das Atmen fiel ihr schwer. Da sie zugedeckt war, konnte ich von ihrer Kleidung nicht viel erkennen, doch etwas Wichtiges zeigte sie mir. Ihren Rubinring.

„Woher kennen Sie meinen Namen?“, wollte ich wissen.

„Ich hatte eine Vision, Clarissa, in der ich dich gesehen habe. Aber ich habe noch mehr erfahren, nämlich dass wir beide miteinander verwandt sind, und dass du aus der Zukunft kommst.“

„Ja, das stimmt.“

„Ich würde gerne einmal deinen Ring sehen, um zu wissen, ob es ihn nach so vielen

Jahrhunderten immer noch gibt.“

Das versetzte mir einen kurzen Stich, denn eigentlich musste ich mich schämen. Ich hatte mein Erbe schlecht verwaltet und die Macht des Ringes vielleicht für immer verloren.

„Hier ist er, Tanita“, antwortete ich daher zunächst nur und hielt ihn ihr vor das Gesicht.

„Das ist unser Ring, aber er ist verändert. Jemand hat ihn gebannt, richtig?“, fragte sie überrascht, wobei sie hinterher noch ein dumpfes Husten folgen ließ.

„Ja, es war Loki, ein Gott der Wikinger. Er hat dem Ring vor wenigen Tagen erst die Macht genommen, und ich habe bisher keine Möglichkeit gefunden, sie wiederaufzubauen.“

„Ich fürchte, ich kann dir dabei auch nicht helfen, Clarissa. Ich bin krank und werde bald sterben. Deshalb bist du wahrscheinlich hier, denn ich habe eine Aufgabe für dich.“

„Hast du dies alles vorhergesehen?“

„Ja, meine Visionen zeigen mir viel. Ich weiß, was in nächster Zeit passieren wird, deshalb brauche ich dich, denn viel Zeit habe ich nicht mehr, das spüre ich.“

„Was soll ich für dich tun?“

Tanita holte tief Luft und wollte mir gerade antworten, als wir den Schrei eines Mannes hörten, der auf der Klostermauer Wache hielt. Er musste in der Ferne etwas entdeckt haben, denn gleichzeitig deutete er auf das offene Meer hinaus.

„Wikinger, mehrere Schiffe. Sie kommen direkt auf uns zu, wahrscheinlich wollen sie uns überfallen.“

E n d e des ersten Teils

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 51 – „Im Kloster des Todes“

Ich war wieder einmal von Chronos in die Vergangenheit geschickt worden und war dort auf meine Ahnherrin Alyssa Hyde getroffen, der ich dabei sogar das Leben hatte retten können. Leider war das nicht meine ganze Aufgabe gewesen, die hatte mir Alyssas kranke Mutter gerade mitteilen wollen. Doch in diesem Augenblick gab es Alarm. Wikinger griffen das Kloster Lindisfarne an, und ich war wieder mal mitten drin.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 48 – „Die Wikinger aus dem Teufelsmoor“ ↔
2. Siehe Clarissa Hyde Nr. 49 – „Das Grauen auf vier Rädern“ ↔
3. Siehe Clarissa Hyde Nr. 7 – „Angriff der Wasserzombies“ ↔
4. Siehe Clarissa Hyde Nr. 19 – „Ich muss das Böse schützen“ ↔

IMPRESSUM

Titel

Das Blutschiff auf der Themse

Serie

Clarissa Hyde Folge 50

Autor

Thorsten Roth, 2018

Titelbild

Timo Paddel unter Verwendung von Grafiken von [www. openclipart.org](http://www.openclipart.org) (Steam ship by Firkin, Lizenz: Unlimited Commercial Use, Creative Commons Zero 1.0 Public Domain License) sowie des ursprünglichen Clarissa-Hyde-Schriftzugs von Thorsten Roth.